Notizen zur schweizerischen Kulturgeschichte.

Von

HANS STEINER und KONRAD ULRICH

110. Beitrag zur Kenntnis der mittelalterlichen Heilkunde am Bodensee und Oberrhein.

Von

B. MILT (Zürich).

(Als Manuskript eingegangen am 27. November 1939.)

Im ausgehenden dreizehnten Jahrhundert, der Zeit, mit der wir unsere Schilderungen beginnen wollen, war das Land um den Bodensee und am obern Rhein schon mehr als tausend Jahre abendländisches Kulturgebiet. Das Mittelalter, das wohl für manche Gegenden eine dunkle Zeit gewesen sein mag, war für das Bodenseegebiet eine farbige, entwicklungsfrohe, blüten- und früchtereiche Epoche. In der Neuzeit hat diese Gegend nie mehr eine nur annähernd gleiche Bedeutung erlangt. Das ganze Mittelalter hindurch waren die Lande um den See und am Oberrhein kulturell eine Einheit. See und Strom, heute vor allem Grenze, waren damals hauptsächlich verbindendes Element. Hüben und drüben wohnte alemannisches Volk. Da das kulturelle Leben vornehmlich kirchlich bedingt war, vermochten die vielen politischen Wirren und Herrschaftsänderungen wohl zeitweise dasselbe zu lähmen, nie aber die kulturelle Einheit zu zerstören. Konstanz, die Stadt am See, war seit dem frühen sechsten Jahrhundert die alemannische Bischofsstadt, und was heute Grenzland und Randzone ist, war damals Mitte und Brennpunkt. Die beiden alten Benediktinerklöster Reichenau und St. Gallen mit ihren Schulen und reichen Bibliotheken waren jahrhundertelang die Bildungszentren Oberdeutschlands [1]). Zwischen Konstanz, St. Gallen und Reichenau fand ein lebhafter Austausch von Büchern statt. Auf dem Bischofsstuhl zu Konstanz sassen Söhne adeliger Familien vom Norden und Süden des Sees, welche in mannigfache verwandtschaftliche Beziehungen zueinander traten. Die reichen Klöster hatten ausgedehnten Landbesitz beidseits der Wassergrenze, und viele Adelsgeschlechter der Gegend waren durch Lehen mit beiden Gotteshäusern verbunden. Die aufstrebenden Städte am See und Oberrhein schlossen Bünde miteinander, denen auch Zürich, Schaffhausen und St. Gallen beitraten. War das Bodenseegebiet wirtschaftlich auch nicht etwas in sich Abgeschlossenes, so nahm es doch in hohem Masse teil am Wirtschaftsaufschwung Oberdeutschlands im ausgehenden Mittel-

alter. Es bestanden die engsten Beziehungen zwischen den Kaufleuten der eidgenössischen Handelsstädte, vornehmlich St. Gallens, mit den Kaufleuten der Reichsstädte nördlich und östlich des Bodensees. Diesem Gebiet gehörte die grösste oberdeutsche Handelsgesellschaft, die «Grosse Ravensburger- oder Humpissgesellschaft» an, welche zweifellos durch den Vertrieb der Webwaren der Bodenseegegend zur Blüte kam. Leinwand aus Ravensburg, Konstanz, St. Gallen, Isny, Kempten usw., Barchent aus Ulm, Memmingen, Biberach werden bei ihren Geschäften immer wieder genannt. Nach ihrer Trennung von der Ravensburger Gesellschaft liessen sich die Mötteli in St. Gallen nieder. Die grösste schweizerische Handelsgesellschaft des 15. Jahrhunderts, die Diesbach-Wattgesellschaft[2]), verlegte schon ziemlich bald nach ihrer Entstehung ihren Hauptsitz nach St. Gallen. In Zurzach am Rhein war einer der ansehnlichsten Messplätze Oberdeutschlands. Bis ins Zeitalter der Reformation wirkten in den eidgenössischen Städten viele süddeutsche Lehrer und Ärzte aus Strassburg, Schlettstadt, Colmar, Villingen, Biberach, Memmingen, Ulm u. s. f. Die gleichen religiösen Strömungen bewegten die Leute nördlich und südlich der Wassergrenze. Denken wir nur an den die Massen aufwühlenden Zug BERNHARD's von Clairveaux im Jahre 1146 über Basel, Schaffhausen nach Konstanz und weiter nach Winterthur und Zürich, an die mystische Bewegung eines TAULER und SEUSE, besonders in den Frauenklöstern der Nord- und Ostschweiz, an die Gottesfreunde im Oberland.

Die geistige Verbundenheit des Bodenseegebietes zeigte sich ein letztes Mal, als sich im 16. Jahrhundert in den Städten um den See ein humanistischer Freundschaftsbund [3]) bildete, welcher enge Beziehungen zu dem damals in Basel weilenden ERASMUS unterhielt. Als VADIAN im Jahre 1518 Wien für immer verliess, um sich in seiner Vaterstadt St. Gallen als Arzt niederzulassen, wurde der heimkehrende Gelehrte, der vom Kaiser gekrönte Dichter und einstige Rektor der Wiener Hochschule, der eigentliche Führer des deutschen Humanismus in der Donaustadt, von diesem Freundeskreis mit offenen Armen empfangen. Mittelpunkt dieser Gesellschaft war der kunstfreundliche und gelehrte JOHANN VON BOTZHEIM, Doktor der Rechte und Domherr in Konstanz. Seine humanistische Bildung hatte er in Italien erworben. Eng mit ihm befreundet war JOHANN FABER, der Generalvikar des Konstanzer Bistums und spätere Bischof von Wien, der sich in der Folgezeit vor allem durch seinen Kampf gegen LUTHER hervortat. Zu ihnen gesellte sich MICHAEL HUMMELBERGER, der frühverstorbene Philologe, der in Heidelberg und Paris studiert hatte und seine Freunde in Konstanz in der griechischen Sprache unterrichtete; er liess sich in seiner Vaterstadt Ravensburg nieder und trat dem Priesterstand bei. Sein Bruder GABRIEL, der ebenfalls diesem Kreis angehörte, praktizierte als Arzt in Feldkirch. Ein häufiger Gast des Generalvikars war URBAN RHEGIUS von Langenargen, Professor der Poesie und Rhetorik an der Hochschule Ingolstadt, welcher im Jahre 1519 wie MICHAEL HUMMELBERGER zum geistlichen Stande übertrat. Diesem Bunde gehörten auch mehrere humanistisch gebildete Ärzte an, wie der Konstanzer Stadtarzt Dr. J. MENLISHOFER, welcher in Montpellier und nachher gleichzeitig mit VADIAN in Wien studiert hatte. In Ravensburg wohnte und praktizierte sein Studienfreund JOACHIM EGELLIUS, ursprünglich geistlichen Standes, der zuerst Schüler von Paris und Montpellier gewesen war, um sich dann ebenfalls in Wien seinen medizinischen Doktorhut zu holen. Ein weiterer Ravensburger Arzt, Dr. MATTHIAS UELIN, gehörte dem gleichen Freundeskreise an. Auch der aus dem Elsass stammende Humanist und Arzt J. ADELPHI trat zur Zeit, als er Stadtarzt in Schaffhausen war, zu ihm in Beziehung. Mit diesen Ärzten unterhielt sich VADIAN

auch über medizinische Fragen. Dr. MENLISHOFER gab seiner Gemahlin, Frau MARTA VON WATT, ärztliche Ratschläge. Dr. UELIN behandelte eine Schwester VADIAN's. Wenn dem mit Geschäften aller Art überhäuften St. Galler Arzt und Staatsmann die Zeit für langwierige Behandlungen fehlte, überwies er Patienten an seine Freunde am See. So behandelte Dr. MENLISHOFER für ihn einen St. Galler Offizier und Dr. EGELLIUS die Gemahlin eines OTMAR ZOLLIKOFER von St. Gallen. Wie viele andere geistige Bande, zerriss die Reformation auch diesen Freundschaftsbund.

Wenn wir auf den folgenden Blättern versuchen, die Geschichte der Heilkunde dieser Gegend etwa vom dreizehnten Jahrhundert an zu schildern, darf nicht vergessen werden, dass das Bodenseegebiet damals schon mehr als tausend Jahre der Kultur erschlossen war. So lange war es mindestens her, seit sich ein römischer Zivilarzt am ehemaligen Marktplatz des heutigen Bregenz eine Taverna medica erbaut hatte, ein zweizimmeriges Arzthaus, um dort Sprechstunde zu halten, dessen Überreste vor etwa fünfzig Jahren ausgegraben worden sind [4]). Nicht jünger wird auch das Militärspital in Baden an der Limmat sein, das 14 Zimmer enthielt und in dessen Schutt man viele Instrumente und sogar eine Medizinalwaage gefunden hat [5]). Sieben Jahrhunderte waren verflossen, seit die irischen Glaubensboten und unter ihnen der Alemannenapostel GALLUS an die Gestade des Bodensees gekommen waren, seit GALLUS sich im Arboner Forst niedergelassen, und, von Dämonen bedrängt, unter seelischen Kämpfen leidend, durch seine Glaubenszuversicht wunderbare Heilungen vollbracht hatte, da kein Dämon dem Gebet des heiligen Mannes widerstehen konnte [6]). Sechs Jahrhunderte waren vorüber, seit in St. Gallen und auf Reichenau Klöster gegründet worden waren und seit die Benediktinerregel die dortigen Mönche zur Krankenpflege verpflichtete. Sechshundert Jahre waren verstrichen, seit der hl. OTMAR als erster diesseits der Alpen die Aussätzigen in einem Heim gesammelt und selber gepflegt hatte. Ein halbes Jahrtausend war vorbei, seit die erste abendländische Bildungsbewegung nördlich der Alpen, die sogenannte karolingische Renaissance [7]), auch in den Klöstern St. Gallen und Reichenau eingezogen war, und die klassisch antike Medizin in diesen Landen festen Fuss gefasst hatte und mit ihr eine natürlich-rationale Auffassung vom Krankheitsgeschehen gegenüber einer religiös-magischen Auffassung durchzudringen begann, obgleich am Grabe des heiligen GALLUS kranke Pilger noch jahrhundertelang durch ihre Gebete Wunderheilungen suchen und finden sollten. So lange Zeit war verstrichen, seit der Reichenauer Mönch WALAFRIED STRABO in einem reizvollen Gedicht die Pflanzen seines Klostergärtchens und ihre Heilwirkungen besungen hatte, heute noch das schönste Denkmal karolingischer Klostermedizin. Jahrhunderte waren vergangen seit der Erbauung der ersten Klosterspitäler, seit der Zeit, da Mönchsärzte zum erstenmal aus dem Harn Krankheiten diagnostizierten, Heiltränke zusammenbrauten und zu Ader liessen [8]), Jahrhunderte, seit die Klöster ihre grosse Zeit gehabt und die Klosterärzte NOTKER und ISO sich mehr als tausendjährigen Ruhm erworben hatten. Das war die Zeit gewesen, da alles kulturelle Leben unserer Gegend sich innerhalb von Klostermauern abgespielt hatte.

Arbeiten, die sich mit der Heilkunde dieser Zeit beschäftigen, gibt es mehrere. Die beste Zusammenfassung verdanken wir dem bedeutenden schweizerischen Medizinhistoriker CONRAD BRUNNER, ehemals Direktor des thurgauischen Kantonsspitales in Münsterlingen. Die geistige Struktur der damaligen Heilkunde haben Prof. H. SIGERIST und sein Schüler JÖRIMANN durch ihre Arbeiten über die karo-

lingische Rezeptliteratur aufgehellt. Über die Beziehungen des karolingischen Frühhumanismus zu den Klöstern St. Gallen und Reichenau haben vornehmlich K. BEYERLE und H. SIERP mit ihren Beiträgen in der zweibändigen Reichenauer Kulturgeschichte wertvolle Aufschlüsse gegeben. Der Hortulus des WALAFRIED STRABO fand in SUDHOFF, dem Altmeister deutscher Medizingeschichtsschreibung, den kompetentesten Bearbeiter. Eine Schilderung dieser Klostermedizin könnte vorderhand nur aus Wiederholung von längst Geschriebenem bestehen.

Als im Laufe der Zeit die Zahl der Pfarrkirchen auf dem Lande ständig zunahm und sich die Städte zu entwickeln begannen, da wuchs auch die Zahl der Weltkleriker in zunehmendem Masse. Damals wurden die Bischofssitze immer mehr zu Brennpunkten des kulturellen Lebens, während die alten Benediktinerklöster als Horte von Kultur und Bildung an Bedeutung mehr und mehr einbüssten.

Über die folgende Epoche, das sogenannte Spätmittelalter, gibt es bereits vorzügliche medizinhistorische Abhandlungen, vornehmlich von MEYER-AHRENS, dem Zürcher Arzt und ausgezeichneten Medizinhistoriker, sowie vom schon erwähnten CONRAD BRUNNER, ganz besonders aber vom Badenser Prof. BAAS aus Karlsruhe, welcher über die mittelalterliche Medizingeschichte des Bodenseegebietes, des Badenerlandes wie auch Basels wertvollste Arbeiten verfasst hat. Wenn nun eine weitere medizinhistorische Abhandlung über das Bodenseegebiet, im weiteren Sinn das Konstanzer Bistum im Spätmittelalter, einem Leserkreis vorgelegt wird, so vor allem darum, weil einerseits doch noch allerlei Lücken bestanden, die ausgefüllt werden sollten, andrerseits aber auch, weil die früheren Arbeiten mehr auf die mittelalterlichen Institutionen und Einrichtungen eingingen, hier aber auf die geistige Struktur der Ärzte und der Medizin jener Zeit Nachdruck gelegt werden soll. Wiederholungen von schon Bekanntem liessen sich, wenn ein einigermassen geschlossenes Bild entstehen sollte, nicht vermeiden. Auf vollständige Aufzählung aller bekannten Tatsachen und Daten wurde bewusst verzichtet.

Das zwölfte Jahrhundert ist arm an medizinhistorischen Dokumenten. Es ist ein Jahrhundert voller Spannungen, voller Zerfallssymptome und voller Ansätze zu Neuem. Eingeleitet durch den Investiturstreit, der das kulturelle Leben der Bodenseeklöster sehr lähmte, wurde es vor allem tief aufgewühlt durch die Kreuzzüge, welche für die geistige Entwicklung des Abendlandes von so tiefgreifender Bedeutung waren. Vom Kloster St. Gallen berichtet der Chronist [9]) aus jener Zeit: Vom Rittergeiste beseelt, suchten die Mönche ihre und des Klosters Sicherheit und Ehre nicht mehr wie ehedem in soliden Kenntnissen, in strenger Beobachtung der Mönchsregel und in Ausübung der Frömmigkeit, sondern setzten alles auf kriegerischen Mut, auf Waffen und zahlreiche Kriegerhaufen. Die Beschwerden ihres Standes übertrugen sie auf andere. Um der Seelsorge enthoben zu sein, entfernten sie den Pfarrgottesdienst aus der Klosterkirche in die Stadtkirche zu St. Laurenzen, welche sie zu diesem Zweck besser ausbauten. Dem Leutpriester von St. Otmar gaben sie noch zwei Vikare zur Hilfe. Um sich im Klosterspital nicht mehr mit Kranken und Reisenden abgeben zu müssen, nahmen sie zur Besorgung desselben Laienbrüder auf.

Während die alten Abteien immer mehr verweltlichten, pulsierte an andern Orten reges religiöses Leben. In diesem Jahrhundert traten viele Haeretiker auf, welche wie ARNOLD VON BRESCIA [10]) auch im Konstanzer Bistum, vornehmlich in Zürich, grossen Einfluss gewannen. Volksprediger wühlten die Massen auf. Es war eine Blütezeit der Marien- und Gottesminne. Entwich das Leben aus den alten Klöstern, so bekam es andernorts durch grossartige

Reformen neuen Auftrieb, gerade auch am Oberrhein. St. Blasien, Hirsau, Schaffhausen waren in dieser Bewegung führend. Diese Klöster mussten Neubauten errichten, um den Andrängenden Raum bieten zu können. Bürger und Bauern zu Stadt und Land schlossen sich der religiösen Lebensgemeinschaft eines Klosters an. Das war der Boden, aus welchem all die segensreichen, religiösen Lebens- und Arbeitsgemeinschaften des Spätmittelalters herausgewachsen sind.

Die Sehnsucht nach Wundern, welche jene Zeit erfüllte, fand auch einen Ausdruck in jenem denkwürdigen Zug des Kreuzzugpredigers BERNHARD VON CLAIRVEAUX an den Rhein und Bodensee mit seinen vielen Wunderheilungen, welche in einem liber miraculorum tagtäglich aufgezeichnet wurden. Am 6. Dezember 1146 kam er nach Basel, wo er predigte und das Kreuz austeilte. Unter dem Jubel des Volkes heilte er einen Lahmen und eine stumme Frau. Eine Mutter, die mit ihrem Sohn den Heiligen in seiner Herberge aufsuchte, führte den vorher blinden Knaben sehend hinweg. Bei Rheinfelden ereigneten sich ähnliche Szenen. In Schaffhausen, wo der grosse Abt am 9. Dezember eintraf, war das Gedränge so gross, dass ihn seine Begleiter baten, mit dem Auflegen der Hände innezuhalten. Auch hier wurden viele Kranke von ihm geheilt. Ein Soldat des Bischofs von Konstanz war zu seinem Schutz stets an seiner Seite. Zwei Tage hielt sich BERNHARD dann in der Bischofsstadt am Bodensee auf. Immer war er von einer grossen Menge begleitet und umringt. Stumme, Taube, Blinde, Lahme und Geisteskranke drängten sich herzu, wo er sich zeigte, und viele gingen geheilt davon. Die Glocken läuteten und das Volk begann zu singen, wenn wieder ein Wunder geschehen war. Der Heilige zog weiter, über Tänikon in die Nähe von Winterthur, wo die zusammengeströmten Massen durch sechs Heilungen in Ekstase versetzt wurden. Am 15. Dezember langte er in Zürich an[11]).

Aber schon aus diesem wundergläubigen Jahrhundert berichtet HARTMANN VON DER AUE, vielleicht ein Dienstmann des Klosters Reichenau, vielleicht aus dem Städtchen Eglisau am Rhein stammend, in seinem «Armen Heinrich» von Studenten, welche die medizinischen Schulen von Salerno und Montpellier besuchten.

Ist das zwölfte Jahrhundert in mancher Beziehung ein Jahrhundert des Übergangs, wenigstens für unsere Gegend, so bricht mit dem 13. Jahrhundert recht eigentlich eine neue Zeit an. Kulturell erlebte sie die Blüte der romanischen und die Anfänge der gotischen Baukunst, das Entstehen nationaler Literatur und volkstümlicher Poesie, die Ausbildung und Einführung des römischen Rechts, erweiterte Horizonte und viele geistige Anregungen durch die Kreuzzüge, den Siegeszug griechisch-arabischer Wissenschaft durchs Abendland mit einer enormen Wissensvermehrung in klassisch antiker Literatur, antiker Philosophie und besonders auch in griechisch-arabischer Naturwissenschaft und Medizin mit den Anfängen einer Chemie und ersten Ansätzen zur Experimentalwissenschaft. Politisch sah dieses Jahrhundert die Bildung zentralisierter Staaten im Westen und soziologisch ist es bestimmt durch die Gründung und zunehmende Erstarkung und Selbständigwerdung der Städte, welche fortan die Brennpunkte abendländischer Bildung und Kultur wurden[12]). Das Volk trat auf den Schauplatz, nicht mehr nur als leidender, sondern als handelnder Teil. Lange nicht alles — und das blieb noch für längere Zeit so — geschah durch das Volk selbst. Träger der Kultur war noch immer vorwiegend der Klerus; aber das meiste geschah in irgendeiner Beziehung zum Volk, und damit begann im Abendland eine ganz neue Entwicklungsepoche.

Die zunehmende Bedeutung der Städte und des Bürgertums führte zu einem tiefgreifenden Umschwung im Bildungswesen. Bis im 12. Jahrhundert war Schul-

bildung das Vorrecht und Reservat von Klerus und Adel. Wenn auch beim Alemannenapostel GALLUS die Wissenschaft gegenüber der Selbstheiligung in Gebeten und Askese völlig zurücktrat, scheint er doch ein gebildeter Mann gewesen zu sein; berichtet doch die Vita St. Galli, er habe den Diakon JOHANNES aus Grabs, der von ihm an seiner Statt zum Bischof von Konstanz vorgeschlagen wurde, in der Philosophie, d. h. den sieben freien Künsten unterrichtet. PIRMIN, der Gründer der Reichenau, des ersten Benediktinerklosters auf deutschem Boden, war ein Mann von hoher Bildung, die im südwesteuropäischen Kulturkreis wurzelte. Ihm waren z. B. auch die Schriften eines ISIDOR VON SEVILLA vertraut, deren Bedeutung teilweise auch für die Geschichte der Naturwissenschaften allbekannt ist. In der Karolingerzeit wurden die Benediktiner die wichtigsten Träger klösterlicher Kultur im Frankenreich. Das antike Bildungsgut stammte freilich zum kleinsten Teil direkt aus Italien, sondern kam vorwiegend aus angelsächsischen Quellen in unsere Gegend. KARL DER GROSSE war es, der als erster die Klöster verpflichtete, nicht nur den Klerikern, sondern auch Laien höhere Bildung zu vermitteln, was natürlich ausschliesslich dem Adel zugute kam. Unter LUDWIG DEM FROMMEN wurden die Klosterschulen in innere für die Novizen und äussere für die Söhne des Adels geschieden. Solche Schulen bestanden in St. Gallen und Reichenau. Ihr Glanz erstrahlte so hell, dass sie lange Zeit die wichtigsten Bildungszentren Oberdeutschlands waren. Der Unterricht umspannte die sieben freien Künste; diese waren in das Trivium, das Grammatik, Rhetorik und Dialektik umfasste und in das Quadrivium mit Unterricht in Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie gegliedert. An der äussern Schule wurde in Reichenau frühzeitig auch ein gewisser Rechtsunterricht erteilt. KARL DER GROSSE hat den Klosterschulen auch Unterricht in der Heilkunde vorgeschrieben. Dass ein solcher wirklich erteilt wurde, kann indessen nicht nachgewiesen werden. Da sich damals im Konstanzer Bistum noch jahrhundertelang nur Mönche mit Medizin und Naturwissenschaften befassten, wäre er wohl an der innern Schule gegeben worden. Es ist immerhin in diesem Zusammenhang nicht uninteressant, dass die beiden grössten Namen der Reichenau, WALAFRIED STRABO und HERMANNUS CONTRACTUS, wegen ihren Arbeiten medizinisch-naturwissenschaftlichen und mathematisch-astronomischen Inhalts noch heute Geltung haben, während im Kloster St. Gallen NOTKER der Arzt zu den bedeutendsten Gestalten gehörte.

Neben den Klosterschulen, welche dem Bildungsbedürfnis frühzeitig schon allein räumlich nicht hätten genügen können, entstanden Dom- und Stiftschulen; ihre Lehrer waren wohl ausschliesslich Kleriker, wie auch die Grosszahl der Scholaren für den geistlichen Stand bestimmt war. Im Gegensatz zu den Benediktinerklöstern lagen die Dom- und Stiftschulen ausschlieslich in Städten und konnten schon frühzeitig auch von Bürgersöhnen besucht werden. In Konstanz bestanden neben der Domschule noch zwei Stiftschulen. Solche gab es auch in Beromünster, Bischofszell, Säckingen, Schönenwerd, Sindelfingen, Zofingen, Zürich, Zurzach u. a. O. Der Lehrplan war im wesentlichen derselbe wie in den Klosterschulen.

Diese erlebten seit dem zwölften Jahrhundert einen raschen Niedergang und Zerfall. Die Söhne der fehdelustigen Ritter drängten sich nicht mehr zu den ehrwürdigen Bildungsstätten, welchen es auch immer mehr an Lehrkräften gebrach. Die höheren geistigen Bestrebungen verschwanden mehr und mehr aus den Benediktinerabteien, um neue Pflanzstätten zuerst in den Reformklöstern der Hirsauer und Zisterzienser, später in den neu aufkommenden Universitäten

zu finden. Schon um die Wende des 12. Jahrhunderts schickte der Dekan HEINRICH VON SAX in St. Gallen seinen Neffen ULRICH an die Universitäten von Paris und Bologna zum Studium beider Rechte, um ihn dadurch zum Beruf eines Abtes vorzubereiten. Bald nach den Klosterschulen gingen auch die Domschulen immer mehr dem Verfall entgegen. Hoffnungsvolle Ansätze zu einer Erneuerung der alten Benediktinerschulen im 15. Jahrhundert brachen bald wieder in sich zusammen. Das Bildungsideal war ein anderes geworden und bedingte andere Bildungsstätten. Die Stiftschulen hatten teilweise ein längeres Leben. Wo sie bestanden, ersetzten sie bis in die Neuzeit städtische Lateinschulen, diese in der Regel an geistigem Niveau überragend.

Im 13. Jahrhundert zogen die Bettelmönche auch im Bistum Konstanz ein. Sie liessen sich in dichtbevölkerten Ortschaften, besonders in Städten, nieder und spielten als Seelsorger, Volksbildner und Gelehrte eine bedeutende Rolle. Ein Bettelmönch war ALBERT DER GROSSE, der hervorragendste Naturwissenschafter des Hochmittelalters. Er hatte zum Bistum Konstanz mancherlei Beziehung, weihte er doch auch die Klosterkirche Kathrinental bei Diessenhofen ein. Barfüsser findet man schon in dieser Zeit in Zürich, Bern, Luzern, Schaffhausen, Solothurn und Burgdorf, Predigermönche in Zürich, Konstanz, Bern, Zofingen und manch anderer Stadt auch jenseits des Bodensees und Rheins. Mehr und mehr verlagerte sich damals klösterliche Bildungs- und Erziehungsleistung auf die Schultern der Bettelmönche. Das Zentrum der Dominikanerschulen war in Freiburg i. B. Als dort eine Universität ins Leben trat, standen Dominikaner bei der Zusammensetzung des Lehrkörpers mit in vorderster Linie. Grösste Gelehrte gehörten damals diesem Orden an. Die hervorragendsten zeitgenössischen Enzyklopädien waren von Bettelmönchen verfasst. Die oberrheinische Franziskanerprovinz besass ihr Generalstudium in Strassburg. Dort lagen die Zöglinge der Klöster von Burgdorf, Hausach, Luzern, Schaffhausen, Überlingen, Villingen, Lindau u. s. f. ihren höhern Studien ob, nachdem sie den Elementarunterricht und die ersten Lateinkenntnisse in den einzelnen Klosterschulen erworben hatten [13]).

Das Bistum selbst war an der Gründung von Schulen im Spätmittelalter nicht direkt beteiligt; der Konstanzer Sprengel war so gross und die Verwaltung so schwerfällig und kompliziert, dass solche Aufgaben seine Kräfte überstiegen hätten. Durch die Begünstigung gebildeter Kleriker bei der Besetzung von Stellen und Ämtern sowie die Durchführung von Weiheexamina für angehende Priester förderte es aber die Entwicklung des Schulwesens indirekt. In den Dom- und Stiftsschulen dürfte der episkopale Einfluss sich allerdings bis mindestens ins 13. Jahrhundert hinein stärker fühlbar gemacht haben.

Seit dieser Zeit entstanden überall im Bistum auch Stadtschulen, schon in recht kleinen Landstädtchen wie Rapperswil, Lichtensteig und Wil. Da an diesen Schulen auch Kenntnisse in der lateinischen Sprache erworben werden konnten, nannte man sie Lateinschulen. Die Lehrer besassen, vor allem vom 14. Jahrhundert an, meist Hochschulbildung und Hochschulgrad. Die Oberaufsicht führte in der Regel der Rat der betreffenden Stadt. Ähnliche Bildungsstätten befanden sich auch in Benediktinerklöstern, welche vor allem im 15. Jahrhundert wieder auf beachtlicher Höhe gestanden haben dürften. Dienten aber diese Klosterschulen in der Regel nur dem Bildungsbedürfnis angehender Geistlicher, konnten die städtischen Lateinschulen von jedermann besucht werden, der sich höhern Studien widmen wollte. Auch viele Weltgeistliche gingen diesen Bildungsweg.

Neben den Lateinschulen gab es, wenigstens vom 15. Jahrhundert an, noch Elementar- oder sogenannte Deutschschulen, welche auch Mädchen besuchen durften und wo man Lesen, Rechnen und Schreiben lernte. Solche Schulen gab es schon in kleinen Dörfern von 200—300 Einwohnern, wie in Rorschach, Rheineck, Berneck, Marbach, Altstätten im st. gallischen Rheintal und vielen andern Orten. Ausserdem bestanden Privatschulen. Judenschulen entstanden wohl schon im 13. Jahrhundert. Je mehr die Kloster- und Domschulen in Verfall gerieten, desto mehr führte der Weg aus den Deutschschulen über die Lateinschulen direkt in die Hochschulen, sei es mit oder ohne Privatunterricht. Der Stand der Lehrer war sehr geachtet. Oft wirkten die Lehrer, die besonders in den Städten meist Hochschulbildung besassen, auch als Stadtschreiber und Notare. Anfänglich überwogen in allen Stadtschulen die fremden Lehrkräfte. Mit zunehmender Bildungsdichte nahm aber das Angebot einheimischer Lehrer zu, die namentlich in der Stadt St. Gallen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bevorzugt wurden. Die Lateinschulen wurden häufig auch von fremden Scholaren besucht, wie auch aus unserer Gegend Schüler fremde Lateinschulen aufsuchten. Im beginnenden 16. Jahrhundert treffen wir z. B. St. Galler Lateinschüler in den berühmten Schulen von Schlesien und Meissen, in Ulm, Nürnberg und Lindau wie auch in der Stiftsschule von Zürich [14]).

In den Lateinschulen wurden die Schüler in erster Linie für den Besuch von Hochschulen vorbereitet. Seit dem 13. Jahrhundert waren es vornehmlich diese Bildungsanstalten, welche die höhere Bildung vermittelten. Durch eine gemeinsame Vorschule, die philosophische oder artistische Fakultät, etwa einem heutigen obern Gymnasium entsprechend, gelangten die Schüler in etwa fünfjährigem Studium zu den Spezialstudien der Theologie, Jurisprudenz oder Medizin. Nur wenige Schüler waren freilich in der Lage, höhere Studien zu betreiben, schon aus finanziellen Gründen. Theologie, das weitaus längste und teuerste Studium, konnte sich eigentlich nur ein Geistlicher zum Lehrfach wählen, der mit reichlichen Pfründen, auch während seiner Studienjahre, ausgestattet war. Obgleich bis ins 15. Jahrhundert etwa die Hälfte aller Hochschulstudenten dem geistlichen Stande angehörten, studierten doch höchstens vier von hundert Theologie. Von 1200—1530 studierten etwa 678 St. Galler an Hochschulen. 379 verliessen die Hochschulen ohne irgend einen Grad, d. h. annähernd 60 %. 104 Studenten schlossen ihr Studium mit dem Grad eines Magisters der artistischen Fakultät ab, 170 brachten es nur bis zum Bakkalaureaten. 15 St. Galler wurden Doktoren der Rechte und drei schmückte der medizinische Doktorhut. Sechs Geistliche errangen den Titel eines Bakkalaureaten der Theologie, ein einziger den Doktortitel der theologischen Fakultät. Aus dem Spätmittelalter sind aus dem Bistum Konstanz bis jetzt etwa 6000 Hochschulstudenten bekannt; von diesen sind es nur 25, die nachweisbar eine medizinische Fakultät besucht haben. Wenn auch vom 15. Jahrhundert an das Laienelement unter den Studenten ständig zunahm, wuchs auch die Zahl der Kleriker mit Hochschulbildung in unvermindertem Masse. Das Konstanzer Konzil von 1414 bestimmte, dass die Doktoren der Theologie, wie auch des römischen und kanonischen Rechts in ihren Heimatdiözesen besondere Rücksichtnahme finden sollten. Man beschloss, den dritten Teil der Pfarrkirchen den Graduierten zu reservieren, die grossen und bedeutenden Kirchen vorzugsweise den Theologen und Kanonikern zu überlassen. Die Domherren in Konstanz hatten im 15. Jahrhundert zum grossen Teil ein höheres Universitätsstudium absolviert und meist auch für ihre Studien in fremden Landen sich aufgehalten. Auch unter den Chor-

herren der Kollegialstifte fand sich Hochschulbildung ziemlich früh verbreitet. Es steht fraglos fest, dass der Niedergang der Klosterschulen im ausgehenden Mittelalter nicht zu einem Bildungszerfall geführt hatte, auch nicht beim Klerus. Die Bildungsdichte war vor der Reformation in ständiger Zunahme, bei Klerikern und Laien. Nur hatten neue Zeiten mit veränderten Anforderungen andere Bildungsstätten geschaffen. An ihrer Gründung und Förderung hat die Kirche grossen Anteil, auch wenn der kirchliche Einfluss im Lauf der Zeiten ständig abnahm. Dass das Klerikerelement bis in die Neuzeit hinein auch im Medizinstudium von Gewicht war, ergibt sich u. a. aus der Tatsache, dass die einzige Medizinprofessur der Universität Heidelberg von Anbeginn an in Klosterhänden lag und dass Kurfürst Philipp noch im Jahr 1482 trotz päpstlicher Zustimmung eine zweite Medizinprofessur nur gegen den entschiedenen Widerstand der Hochschule einem Laien übertragen konnte.

Eng verbunden mit der allgemeinen Entwicklung des Bildungsstandes ist auch die Entwicklung der Medizin und des Ärztewesens. Allein aus diesem Grunde wurden die Bildungsverhältnisse des Spätmittelalters etwas ausführlicher geschildert. Die neuen, ausserklösterlichen Bildungsgelegenheiten brachten auch einen neuen Arzttypus, den frei praktizierenden studierten Arzt oder Bucharzt, der sich für seine Behandlungen bezahlen liess. Seit den Römerzeiten, d. h. gegen tausend Jahre, kannte man einen solchen Ärztestand in unserer Gegend nicht mehr. Seine Entwicklung hängt wie vieles andere mit derjenigen des Städtewesens zusammen. Bis ins beginnende 15. Jahrhundert waren wohl die meisten Buchärzte geistlichen Standes. Klerikerärzte findet man vom kleinen Landgeistlichen bis zum Chorherrn und Domherrn; es scheint, dass sich die letztern sogar besonders frühzeitig und ausgiebig mit praktischer Heilkunde befasst haben. Unter den Domherren finden wir wohl die frühesten Vertreter von Ärzten mit medizinischer Hochschulbildung. Die Landgeistlichen und Leutpriester kleiner Städte, die sich mit Arzneikunde beschäftigten, mögen anfänglich geistliche Schulen, in späterer Zeit Stadt- oder Klosterschulen, gelegentlich auch eine artistische Fakultät besucht haben. Das eigentliche Fachwissen haben sie sich wohl meist durch privates Studium medizinischer Kompendien, das handwerkliche Können bei einem geistlichen Lehrmeister angeeignet. Ob im Hochmittelalter wirklich Scholaren aus dem Bistum Konstanz die Medizinschule von Salerno aufgesucht haben, entzieht sich unserer Kenntnis. Eine erhebliche Rolle als Bildungsstätte kann sie für das Bodenseegebiet auf keinen Fall gespielt haben. Als im 14., vor allem aber im 15. Jahrhundert das medizinische Hochschulstudium immer mehr aufkam, verdrängten studierte Laienärzte die Klerikerärzte mehr und mehr, eine Entwicklung, welche, schon an sich im Zug der Zeit liegend, wohl mehr von den Klerikerärzten als von der Kirche selber bedauert wurde. Waren die studierten Laienärzte anfänglich meist Landfremde, nahm die Zahl einheimischer Laienärzte mit abgeschlossener medizinischer Hochschulbildung auch im Konstanzer Bistum im 15. Jahrhundert ständig zu. Immerhin besass im beginnenden 16. Jahrhundert noch lange nicht jede Stadt einen Arzt mit medizinischem Doktorgrad. Die Erlangung eines solchen Grades berechtigte eben meist zum medizinischen Lehramt an der betreffenden Hochschule, wenigstens in früherer Zeit.

Eines der wesentlichsten medizinischen Probleme des Mittelalters war das Lepraproblem[15]). Im Sinne alttestamentlicher Vorstellungen waren die Aussätzigen unrein; sie wurden aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen und hatten Heimstätten zu Stadt und Land zu verlassen. Zunächst waren es Klöster, die sich

dieser Unglücklichen annahmen. Das erste Aussätzigenheim nördlich der Alpen entstand in St. Gallen im Jahre 734; Abt OTMAR sammelte die Aussätzigen der Gegend in einem Leprosorium und pflegte sie selber. Bis ins dreizehnte Jahrhundert waren solche Anstalten sehr selten. Ein weiteres Leprosorium bestand im 12. Jahrhundert in der Gegend von Ragaz. Die Ursprünge des Konstanzer Siechenhauses sind unvollkommen bekannt. Geschichtlich nachweisen lässt es sich erst ums Jahr 1250, dürfte aber wohl älter sein; es stand auf Schweizerboden, in Kreuzlingen und wurde von Augustinern betreut. Diesem bischöflichen Leprosorium stand das ganze Mittelalter hindurch das alleinige Recht der Aussatzschau zu. Zürich errichtete erst im Jahre 1492 eine eigene Schau, welche auch Glarus benutzte; St. Gallen aber beschickte noch lange nach der Reformation, bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, die Konstanzer Malazeischau. Vereinzelte Patienten wurden freilich damals auch nach Zürich und Basel geschickt. Ob alle, oder nur die fragwürdigen Fälle, wie eine Luzerner Ratsverordnung aus dem Jahre 1485 vermuten lässt [16]), vor die bischöfliche Kommission gewiesen wurden, entzieht sich unserer Kenntnis; immerhin hatte Überlingen [17]) im Jahre 1410 versprechen müssen, in seinem Siechenhaus keine Schau mehr abzuhalten, sondern die Verdächtigen nach Konstanz zu schicken. Diese wurde übrigens nicht immer in der Bischofsstadt selber vorgenommen, sondern die Herren Beschauer gingen auf Reisen, den Patienten nach. So schickte der Bischof seit dem Jahre 1502 alle Frohnfasten einen Arzt nach Meersburg zur Besichtigung der Leprösen. Noch im Jahre 1507 wurden Aussatzverdächtige von Überlingen eben dahin bestellt. In einem St. Galler Ratsbericht findet sich im Jahre 1538 folgender Vermerk eine Appenzeller Abordnung betreffend: «Zum vierden hand sy petten, wann man die siechenschower von Costentz beschick das man solichs jnen och ze wissen thon», damit sie die ihrigen «och her bringen mögend» [18]). Es eilte also offenbar mit der Schau jeweils nicht so sehr; man liess einige Fälle zusammenkommen.

Über die Art und Weise, wie eine solche Schau wirklich vorgenommen wurde, besitzen wir aus dem Konstanzer Bistum keinerlei Nachrichten. Mehr oder weniger wurde sie aber wohl überall im Abendland in gleicher Weise durchgeführt. KONRAD GESSNER hat uns in seinem 1555 herausgekommenen Werk über chirurgische Schriftsteller eine ausführliche Anweisung aufbewahrt [19]); Autor und Zeit ihrer Abfassung waren ihm unbekannt. Sie ist lateinisch geschrieben und hat ungefähr folgenden Inhalt:

Der Arzt soll für die Untersuchung alle Sorgfalt anwenden und aufmerksam nach Leprasymptomen fahnden und darauf achten, welche sichern und welche fraglichen Leprazeichen bestehen und welches ihr Verhältnis zueinander sei. Er soll die Gesamtheit der Symptome ins Auge fassen und nicht einem einzelnen vertrauen.

Zuerst soll er den Patienten schwören lassen, dass er bei der Untersuchung die volle Wahrheit sage, und ihn dann trösten mit dem Hinweis, dass gerade diese Krankheit dem Heil seiner Seele diene und dass, wenn auch die Welt solche Kranke fliehe, Christus sie doch nicht von sich gestossen und verachtet habe. Sodann soll der Patient nach seinen Gewohnheiten und seiner Art zu leben gefragt werden, ob er für gewöhnlich Hämorrhoiden oder Ausschläge habe und ob er jetzt auch an solchen leide. Ebenso soll er nach Krankheiten gefragt werden, die zu Lepra disponieren. Zunächst soll nun der Arzt einen Aderlass aus der Vena cephalica oder basilica veranlassen, um sich über Beschaffenheit und Art des Blutes ein Urteil zu bilden. Er soll vor allem darauf achten, ob das Blut stinkend sei, ob es sich klebrigzäh oder salbenartig anfühle, ob es knirsche in den Händen und zwischen den

Fingern, wie wenn es sandig wäre und ob es nach dem Verbrennen rauh anzufühlen sei. Er soll untersuchen, ob der nach Filtrieren des Blutes durch ein doppeltes, leinenes Tuch in demselben zurückbleibende Blutkuchen sich sandig oder körnig oder knollig anfühle. Wenn der Blutkuchen rote Fäden ziehe, stinke, weiss sei und im Stehen dunkel werde, sei dies ein schlechtes Zeichen. Es solle auch darauf geachtet werden, ob das Blut blau-schwarz sei.

Bei den Augen wende man seine Aufmerksamkeit darauf, ob sie kugelig werden, ob sie selber oder Lider und Brauengegend anschwellen, ob die Augenbrauen ausfallen und abbrechen und ob an ausgerissenen Haaren kleine Gewebsstückchen haften, ob das Weisse des Auges dunkel und bläulich werde, die Bindehaut, vor allem in den Lidwinkeln, injiziert sei und die Augen tränen. Die Untersuchung der Ohren soll ergeben, ob die Muscheln intakt, oder ob die fleischigen Teile atrophisch seien.

Die Nase soll vernehmlich daraufhin untersucht werden, ob die äusseren Teile anschwellen, während sie im Innern durch Strikturen verengt werde. Geschwüriger Zerfall der Nasenscheidewand bedeute Unheilbarkeit. Weiter müsse vermerkt werden, ob die Nase stinke, ob der Atem durch Polypen oder Strikturen behindert werde und ob häufiges Niessen zu bemerken sei.

Bei der Untersuchung des Mundes müsse in erster Linie die herausgestreckte Zunge inspiziert werden, ob sie höckerig sei an der Unterseite oder an der Zungenspitze und ob in den Poren gelbe, grünliche, oder bläuliche Körner zu sehen seien, was ein sicheres Leprazeichen bedeute. Ferner sei auf den Geruch des Atems zu achten, wie auch darauf, ob das Atmen leicht gehe oder nach Art eines Phtisikers, Dyspnoikers, oder Asthmatikers. Weiter müsse beachtet werden, ob die Lippen dick, hart, zerrissen, schwarz oder blau werden. Beim Zahnfleisch seien Geschwürsbildungen und Schwarzwerden wichtige Symptome. Auf näselnden Klang der Stimme sei ebenfalls zu achten.

Beim Gesicht soll die Untersuchung ergeben, ob beim Reiben des Kopfes sich Schuppen lösen, ob die Gesichtsfarbe bläulich bis fast schwarz sei, ob der Gesichtsausdruck totenähnlich, schrecklich und ob der Blick starr sei.

Bei der Untersuchung der Brust sei darauf zu achten, ob dicke Venen sichtbar seien, oder Verhärtungen der Brustwarzen festgestellt werden.

Hände und Füsse seien daraufhin zu untersuchen, ob die Handmuskeln, besonders an Zeigefinger und Daumen, atrophisch seien, ob Dunkelwerden der Nägel und Blutarmut festgestellt werden könne, ob die Nägel Risse zeigen, ob die mittleren Zehen und Finger unter Kälte leiden, häufig einschlafen oder gefühllos werden. Falls man an ihnen chronische Ausschläge finde, verbunden mit raschem Abbrechen der kleinen Haare, sei das ein übles Zeichen. Wenn solche Ausschläge in grosser Menge vorkommen, sei das ein Beweis für die Bösartigkeit der Krankheit. Gefühllosigkeit der Gegend der Schienbeine wie auch der dahinterliegenden Teile gegen Nadelstiche sei ein sicheres Leprazeichen. Auch nach Verkrümmungen und Knotenbildungen an den Gelenken soll gefahndet werden.

In bezug auf den ganzen Körper sei vor allem festzustellen, ob grosse Neigung zu Erkältung bestehe; sich rasch einstellende Gänsehaut sei ein Aussatzzeichen. Mit den Händen tastbare Knoten unter der Haut müssen beachtet werden. Weiter sei darauf zu merken, wie das Wasser am Körper herunterfliesse, ob rasch, oder wie durch eine Fettschicht. Nach Juckreiz und Ausschlägen sei der ganze Körper abzusuchen, ferner, ob der Rücken, besonders in der Gegend der Wirbelsäule, Geschwüre aufweise. Was die Glieder anbelange, sei danach zu fragen, ob ein Gefühl der

Schwere bestehe und ob sie häufig einschlafen, ob ein Gefühl des Ameisenlaufens unter der Haut verspürt werde, oder durch Klopfen der Haut ein Nesselausschlag entstehe, ob der Kranke das Empfinden habe, wie wenn Würmer unter der Haut wären. Es sei in Erfahrung zu bringen, ob die Begierde nach Geschlechtsverkehr zugenommen habe, ob die Kranken unberechenbarer, tückischer geworden seien, ob sie an schweren Träumen leiden, nachts Albdrücken haben und ob sich Herzbeklemmungen und Herzkrämpfe einstellen. Es sei zu bemerken, ob der Puls schwach, spärlich, leicht unterdrückbar sei. Weiter sei nach Kribbeln am Gaumen, in der Zunge, den Augenlidern oder sonstwo am Körper zu fahnden. Die Farbe der Haut des ganzen Körpers sei zu beachten. Wichtig sei auch, ob die Schweisse stinkend seien. — Oft bestehe Haarausfall bei dunkelm, fast schwärzlichem Gesicht, mit vielen rötlichen, jauchig stinkenden Geschwüren. Der Urin sei dann meist rot und konzentriert. Sonst sei derselbe bei diesen Kranken meist hell, oft mit Wolkenbildung.

Die Symptome der facies leonina, wie auch der Elephantiasis werden speziell erwähnt.

Über jeden Untersuchten stellte die Aussatzschau ein Zeugnis aus für die Behörde, welche die Untersuchung verlangt hatte. Das Ergebnis wurde in den Gemeinden öffentlich von den Kanzeln verkündet. Schaubriefe haben sich noch einige erhalten, doch stammt der älteste noch vorhandene Konstanzer Schaubrief erst aus dem Jahr 1397.

Die Siechenhäuser waren Heimstätten für Verbannte und Vertriebene. Das Los von Kranken, die keine Aufnahme in einem solchen Haus fanden, war unendlich viel härter. Aus ihren Häusern und Ortschaften verjagt, durften sie sich menschlichen Siedelungen nur zu ganz bestimmten Zeiten nähern, um zu betteln, von weitem kenntlich an ihren Kleidern und ihrer Klapper. Diesen «Feldsiechen» boten die Siechenhäuser Obdach und Schutz. Es gab unter den Kranken Pfründer, die auf Lebenszeit in einem solchen Haus geborgen waren, mittellose Aussätzige, welche von ihren Behörden versorgt wurden, und endlich solche, welche nur vorübergehend aufgenommen wurden und ihren Lebensunterhalt durch Bettel selber verdienen mussten. Ein Siechenhaus gehörte in der Regel zu einem Kirchspiel und Aufnahme fanden zunächst nur Angehörige des Kirchspiels selbst. Der kirchliche Charakter dieser Anstalten zeigte sich auch in ihren Satzungen. So mussten zum Beispiel die Insassen des St. Galler Siechenhauses zu Linsenbühl, dem St. Laurenzenkirchspiel zugehörig, täglich zweimal die Kirche besuchen, zur Prim und zur Vesper, und jedesmal fünfzig Paternoster und fünfzig Ave Maria beten [20]). Das Leben in diesen Häusern war aber nicht so traurig und trostlos, wie es zunächst scheinen möchte; oft mussten sogar die Räte wegen allzu fröhlicher Lebensweise einschreiten. Mit dem Aufkommen der Städte nahm die Zahl der Siechenhäuser rasch zu. Hatte es im 12. Jahrhundert auf dem Boden der heutigen deutschen Schweiz erst etwa drei Leprosorien, waren es im 13. Jahrhundert schon ihrer zwanzig, im 14. Jahrhundert gar siebenundzwanzig und in den andern Teilen des Konstanzer Bistums lagen die Verhältnisse nicht anders. Viele waren Stiftungen von reichen Bürgern, die etwas für ihr Seelenheil tun wollten. Verwaltung und Aufsicht über diese Anstalten gingen in den Städten frühzeitig in die Hände der weltlichen Behörden über.

Neben diesen Siechenhäusern gab es seit dem 13. Jahrhundert auch andere Spitäler, zunächst wieder ausschliesslich in den Städten. An erster Stelle stehen die Heiliggeistspitäler. Meist gestiftet von Landesherren und reichen Bürgern, wurden sie

in der Regel von Laienbrüdern, den Hospitalbrüdern des heiligen Geistes besorgt und gehörten einer geistlichen Korporation an, welche ihren Sitz in Rom hatte und von Papst INNOZENZ III. gegründet worden war. Oft scheint diese Dedikation allerdings mehr formeller Natur gewesen zu sein; lange nicht alle Heiliggeistspitäler waren dem Orden inkorporiert. Solche Häuser entstanden in Zürich 1207, in Konstanz 1220, in St. Gallen 1228, in Bern 1233, in Laufenburg wahrscheinlich 1248, in Überlingen 1250, in Lindau 1252, in Schaffhausen 1253, in Bregenz 1277, in Luzern 1285; in Pfullendorf fand nach einem Brand 1288 ein Neuaufbau statt. Im selben Jahr erhielt auch Ravensburg ein Heiliggeistspital, Winterthur 1306 und Rapperswil gegen das Ende des 13. Jahrhunderts. Diese Stiftungen erfolgten meist aus religiösen Motiven; die Gründer und Förderer hofften, sich durch ein solches Werk den Himmel zu verdienen. Als der Pfullendorfer Heiliggeistspital im Jahr 1288 abgebrannt war und für einen Neubau Geld gesammelt werden musste, gab der Spitalmeister den Sammlern einen Empfehlungsbrief mit, der Zweck und Aufgabe des neu zu erstellenden Hauses mit folgenden Worten umschrieb: «Zum Heil der Christgläubigen sollen die Werke der Frömmigkeit Tag und Nacht vollbracht werden, nämlich Nackte zu kleiden, Hungernde zu speisen, Schwache aufzunehmen, gebärende Frauen bis zu sechs Wochen gebührend zu verköstigen, Witwen, Waisen und Fremden, woher sie auch kommen mögen, Speise und Trank nicht zu verwehren. Denn Almosen vertilgen die Sünden, wie Wasser das Feuer löscht, und einen fröhlichen Geber hat der Herr lieb»[17]). Dass diese Spitäler ihre Aufgaben anfänglich oft nur in bescheidenem Ausmass erfüllen konnten, ersieht man aus einer Bestimmung des Zürcher Heiliggeistspitales aus dem Jahr 1323, welche besagt, dass man keinen Bedürftigen dauernd im Spital beherbergen dürfe, sofern er durch Bettel auf den Strassen vor den Häusern seine Notdurft noch selber erwerben könne, ob er sehend sei oder blind[21]). Aus einem lateinischen Bettelbrief des Heiliggeistspitals von Schaffhausen aus dem Jahr 1389 erfährt man, dass dort anfänglich nur Kindbetterinnen und Wöchnerinnen sowie Findelkinder aufgenommen wurden[22]). Als im 14. Jahrhundert in den Städten immer mehr eigene Fremdenspitäler gebaut wurden, während die Heiliggeistspitäler, häufig durch Neubauten erweitert, zusehends in den Besitz der Stadtverwaltungen übergingen, wurden sie immer ausschliesslicher für die Bürger reserviert. Ihrer Natur nach waren sie damals Pfrund- und Pflegeanstalten, meist auch als Waisenhaus dienend. Die meisten bestanden bis ins neunzehnte Jahrhundert und darüber hinaus; aus den ehemaligen Pflegeanstalten entwickelten sich im Lauf der Jahrhunderte Heilanstalten. Da die alten Bauten den neuen Zwecken und Bedürfnissen in der Regel immer weniger zu entsprechen vermochten, kam es dann im letzten Jahrhundert überall zu modernen Spitalbauten. Die Aufgaben der frühern Heiliggeistspitäler wurden seither vor Bürgerheimen und Bürgerspitälern übernommen.

Die Anfänge der meisten Fremdenspitäler, Elendsherbergen oder Seelhäuser[23]) sind in Dunkel gehüllt. Fremde, die auf der Durchreise erkrankten und nicht weiterreisen konnten, fanden dort Aufnahme, wie auch armes, fahrendes Volk, das kein Obdach hatte, jedoch meist nur für eine einzige Nacht. Auch Knechte und Mägde fanden in Krankenzeiten gelegentlich Unterkunft und Pflege, wenn man auch im allgemeinen erwartete, dass das Gesinde zu Hause gepflegt werde. In den Städten erfüllten diese Seelhäuser ziemlich die gleichen Aufgaben, die einst die Klosterhospize für die Pilger übernommen hatten. In St. Gallen hatte schon Abt OTMAR ein solches erbaut, etwa im Jahr 734. Auch die Abtei Pfäfers muss schon im 10. Jahrhundert ein Hospiz oder Xenodochium besessen haben. Früh wurden für

Reisende auch schon Passhospizien erbaut; am Septimerpass ist ein St. Peterhospiz schon fürs Jahr 825 bezeugt.

Das älteste Hospital, das im Sinne der ersten Heiliggeistspitäler eine bestimmte Anzahl Gebrechlicher zur Pflege aufnahm und gleichzeitig auch Durchreisenden zu helfen suchte, war im Konstanzer Bistum eine bischöfliche Stiftung aus dem Jahre 950, das sogenannte Conradspital [23]), welches zunächst auf dem Boden der heutigen Gemeinde Kreuzlingen errichtet wurde und später, seit dem 12. Jahrhundert, seinen Sitz in Münsterlingen hatte. Neben diesem «Domspital» gab es vielleicht in einzelnen Städten auch Stiftspitäler; aus dem Konstanzer Bistum wurde aber bis heute keins bekannt. Doch entstanden im 13. Jahrhundert auch noch Klosterspitäler, die an ein Monasterium gebunden waren, wie das Leonhards- und Albanspital in Basel und das Siechenhaus des Klosters Allerheiligen in Schaffhausen. Das im Jahr 1103 gestiftete Ulmer Hospital wurde unter die Aufsicht des Klosters Reichenau gestellt.

Dass auch kleine Städtchen schon frühzeitig Krankenhäuser hatten, mag die Tatsache belegen, dass für Zofingen ein solches schon im Jahr 1198 bezeugt ist, für Diessenhofen am Rhein 1246 und für Bischofszell im Thurgau im Jahr 1396.

Aber nicht nur Spitalgründungen zeichnen das dreizehnte Jahrhundert aus; damals traten auch in grösserer Zahl Orden auf, welche sich die Pflege von Kranken zu ihrer ersten Pflicht gemacht hatten[25]). Der Orden der Hospitalbrüder des heiligen Geistes wurde bereits ewähnt. In den Kreuzzügen waren mehrere Ritterorden entstanden, die sich mit Krankenpflege befassten und diese Tätigkeit später auch im Abendland fortsetzten, die Orden der Johanniter, Templer und Deutschritter, zu denen sich noch die Lazariter und Antoniter gesellten. Alle diese Orden hatten auch in der Schweiz Niederlassungen. Von ihrer medizinischen Tätigkeit wissen wir aber im ganzen wenig. Sicher haben sie erste Spitäler in unseren ländlichen Gegenden gegründet. Die Lazariter, die sich vornehmlich der Pflege der Aussätzigen widmeten, gründeten ein Siechenhaus in Gfenn bei Dübendorf und ein Hospitium am Weg über den Gotthard, bei Seedorf, dessen Statuten aus dem Jahre 1206 sich noch erhalten haben. Die Schwestern, die dieses Hospiz betreuten, werden darin ermahnt, Kranken, Verwundeten, Priestern und Reisenden freundliche Aufnahme zu gewähren. Alte und Arme sollten, auch wenn sie gesund seien, für zwei Nächte aufgenommen werden. Arme Kindbetterinnen sollten Unterkunft finden bis zur möglichen Weiterreise. Die Schwestern werden ermahnt, um Christi Jesu willen Barmherzigkeit, Sanftmut und Geduld zu üben. Wie in Gfenn, wurde 1220 auch ein Lazariterhaus in Schlatt im Breisgau gegründet, welches bis 1362 der Vorort der Lazariter in Deutschland war. Die Antoniter betreuten besonders Kranke, die am sogenannten Antoniusfeuer litten, einer Krankheit, die zum Brandigwerden und Absterben der Glieder führte. Durch sie fand der Kult des hl. Antonius auch in unsern Gegenden Eingang. In der diesem Heiligen geweihten Kirche von Waltalingen im Norden des Kantons Zürich finden sich noch heute Fresken aus dem 15. Jahrhundert, die einen mit dieser Krankheit behafteten Mann darstellen [26]). Sie hatten Niederlassungen in Freiburg im Breisgau, in Villingen, in Konstanz und in Uznach. Während die Templer im Konstanzer Bistum keine Rolle [27]) spielten, besassen die Johanniter viele Komtureien, ohne dass wir von ihrer Tätigkeit Näheres wüssten. Die erste Niederlassung und Spitalgründung erfolgte im Jahre 1180 zu Buchsee im Kanton Bern als Stiftung des Ritters Cuno von Buchsee, der als Jerusalempilger im heiligen Land erkrankt war und im dortigen Johanniterspital Pflege und Heilung gefunden hatte. Das neue Hospiz sollte der Aufnahme

und Verpflegung von Armen und dürftigen Fremden dienen. Auch in Überlingen, Villingen und Freiburg waren Johanniterkomtureien, in Freiburg auch ein Johanniterspital. Die Deutschritter, die wir im Jahre 1235 ebenfalls zuerst im Kanton Bern treffen, in Sumiswald, wo sie ein Hospiz für Arme und Reisende gründeten, haben ausser in Köniz, Bern und Hitzkirch vor allem auch in der Bodenseegegend festen Fuss gefasst. 1255 kamen sie in den Besitz der Burg Sandegg[28]) am Untersee, der Wiege der spätern Komturei Mainau. Die Söhne des Ministerialadels um den Bodensee fühlten sich von diesem neuen Orden mächtig angezogen. Die altadeligen Benediktinerabteien waren in ihren Aufnahmebedingungen exklusiver als dieser Orden, und manchem erschien die schöne Tracht des ruhmreichen Ritterordens begehrenswerter als eine Klerikerpfründe. Söhne aus den ersten Familien des Bodenseegebietes wurden Deutschritter, VON KLINGENBERG, VON HOHENFELS, VON HEWEN und viele andere mehr.

Ob die Ordensritter in ihren Spitälern die Kranken nur pflegten oder ob auch eine ärztliche Behandlung stattfand, weiss man nicht genau. Im allgemeinen waren die Hospitäler damals ja vorwiegend, wenn nicht ausschliesslich, Pflegeanstalten. Von den Johannitern in Colmar weiss man aber sicher, dass sie sich chirurgisch betätigten, da die brandigen Glieder häufig eine Amputation nötig machten. In ihrem Isenheimer Spital wurde nach der Schlacht bei St. Jakob a. d. Birs eine grosse Zahl verwundeter Ritter behandelt und gepflegt[29]). Auch von den Deutschrittern ist anzunehmen, dass sie sich teilweise als Ärzte betätigten. HEINRICH VON PFOLSPEUNDT, dessen 1460 entstandene Bündtarznei als die älteste deutsche chirurgische Schrift gilt, war ein «Bruder deutschordens» [30]).

Den Deutschrittern gehörte auch die sogenannte Mainauer Naturlehre [31]), wie schon der Basler Gelehrte WACKERNAGEL dies wahrscheinlich gemacht hat. Ihr Verfasser ist unbekannt. Die einzige noch erhaltene Abschrift des 1293 entstandenen Werkleins stammt aus dem 14. Jahrhundert und befindet sich in der Basler Universitätsbibliothek. Geschrieben wurde sie von einem Lohnschreiber, einem CONRAD von St.Gallen. Als solchen gibt er sich am Schluss seiner Arbeit selber zu erkennen mit dem Sprüchlein: «Finis adest operis, mercedem posco operis». Die Bezeichnung Naturlehre entspricht dem Inhalt der Schrift allerdings wenig. Es handelt sich um eine kurze astronomische Abhandlung, welche inhaltlich aber nirgends über das hinausgeht, was man in den grossen naturwissenschaftlichen Enzyklopädien des 13. Jahrhunderts bereits finden kann. Es darf wohl ohne weiteres angenommen werden, dass eine solche Enzyklopädie des Verfassers Quelle gewesen ist. Die Einleitung der Schrift bildet eine kurze Lehre von den Elementen und Temperamenten; in der Darstellung des sanguinischen und des phlegmatischen Temperaments fand eine Verwechslung statt. Den Schluss der Arbeit bildet ein Computus, eine Darstellung oder Anleitung zur Berechnung der hohen Festtage im Kalender, wie sie schon das frühe Mittelalter kannte. Eingestreut sind einige wenige Gesundheitsregeln. Selbst wenn sich der Verfasser derselben nicht auf ARISTOTELES berufen würde, könnte doch kein Zweifel darüber bestehen, dass er seine Weisheit aus den pseudoaristotelischen Secreta Secretorum schöpfte [32]).

Auch ohne die Zitate aus AUGUSTIN wäre die Schrift als die Arbeit eines Klerikers kenntlich. Interesse verdient sie in erster Linie deshalb, weil man aus ihr ersieht, welche astronomischen Kenntnisse im ausgehenden dreizehnten Jahrhundert schon eine gewisse Verbreitung hatten. Der Verfasser bespricht die Kugelgestalt der Erde, die Bewegung der Himmelskörper, die Berechnung und Benen-

nung der Zeiten nach Sonnen- und Mondenlauf und den Stand der übrigen Gestirne; er weiss, woher Sonnen- und Mondfinsternisse herrühren und dass der Fall eine Bewegung nach dem Mittelpunkt der Erde ist. Er gibt Aufschluss über römische Jahres- und Monatsrechnung usw.

Wenn seine Gesundheitsregeln auch nicht die erste bekannte Bearbeitung der Secreta Secretorum in deutscher Sprache darstellen, gehören sie doch zu den allerfrühesten und verdienen schon darum eine gewisse Beachtung. Er führt darin aus: der Winter, mit dem das neue Jahr beginnt, ist trocken und kalt; in dieser Jahreszeit soll man Speisen von warmer und feuchter Natur den Vorzug geben, jungen Hühnern, Schaffleisch, edeln Trauben und klarem, hellem Wein. Vor geschlechtlichen Exzessen soll man sich hüten. Freude des Herzens ohne böse Gelüste sind dem Leibe gesund; Zorn, Sorge und Unmut machen ihn kraftlos und träge. Morgens beim Aufstehn soll man die Arme dehnen und strecken, die Haare kämmen und Mund, Augen und Zähne rasch und sauber waschen. Vor dem Essen soll man den Körper durch leichte Arbeit etwas ermüden; dadurch wird er leicht und der Magen warm, eine Vorbedingung zu guter Verdauung. Des Trinkens soll man sich möglichst enthalten, besonders kalten Wassers nach dem Essen. Nach dem Imbiss soll man auf weichen Betten eine Weile ruhen und schlafen, zuerst auf der rechten Seite, dann auf der linken. Nachher soll man nicht essen, bis der Magen wieder leer ist. Wer ohne Hunger zur Unzeit isst, dessen Magen wird die zur Verdauung notwendige Wärme nicht besitzen; daraus können Krankheiten entstehen. Wenn aber nach der Arbeit sich Hunger einstellt, soll man mit Essen nicht zuwarten; sonst sammelt sich im Magen ungesunde Feuchtigkeit, welche aus der Ungesundheit des Leibes stammt. Daraus entstehen schädliche Dämpfe, welche besonders dem Gehirn schaden. Nahrung, die man erst dann zu sich nimmt, schadet dem Magen und gibt dem Leib keine Kraft. Trockenheit und Kälte sind der menschlichen Natur zuwider. Beide stehen am Eingang des Todes. Darum soll man sich vor ihnen hüten und für Wärme und Feuchtigkeit des Leibes sorgen. Warme und süsse Speisen sind gesund. Dagegen wird der Leib geschwächt durch zu wenig Essen, viel Trinken, strenge Arbeit, Aufenthalt in praller Sonne, Schlaf vor dem Essen und Liegen auf harten Betten sowie durch künstliche Bäder. Salzige und trockene Speisen, kalter und alter Wein, sowie häufiges Aderlassen sind dem Menschen schädlich.

Die ganze Schrift enthält also kaum etwas Originelles. Dass ihr Verfasser, wie WACKERNAGEL vermutete, die medizinische Schule von Montpellier besucht habe, ist wenig wahrscheinlich, noch unwahrscheinlicher freilich die Vermutung HAESER's er sei ein Schüler SALERNO's gewesen. Ein solches Wissen konnte er damals in jeder bessern Klosterbibliothek erwerben. Vieles spricht dafür, dass er ein Klerikerarzt gewesen ist, der erste, der sich im Bistum Konstanz medizinisch-schriftstellerisch betätigte.

Wir kommen damit zur Schilderung der mittelalterlichen Ärzte. Bis ins dreizehnte Jahrhundert begegnen wir im allgemeinen nur Klosterärzten. Wenn diese auch vorwiegend kranke Klosterinsassen behandelten, wissen wir doch schon aus dem frühen Mittelalter, dass sie auch Laien medizinische Ratschläge erteilten [33]). Im 13. Jahrhundert traten, zum erstenmal seit Römerzeiten, wieder studierte, frei praktizierende Ärzte auf, welche sich für ihre Bemühungen honorieren liessen und aus der Ausübung der Heilkunst einen Beruf machten. In unsern Landstrichen gehörten diese Ärzte beinahe ausnahmslos dem Klerikerstande an. Man begegnet ihnen vorwiegend in den Städten, vereinzelt aber auch schon

frühzeitig auf dem Land. Die Entwicklung dieses neuen Berufsstandes hängt zweifellos mit der Entwicklung der Städte zusammen. Ihre ersten Spuren findet man ausser an Fürstenhöfen besonders in den Bischofsstädten. Aus solchen Klerikerärzten wurden frühzeitig erste Stadtärzte gewählt. Bei der immer noch geringen Zahl studierter Ärzte suchten sich die Städte wenigstens einen Arzt zu sichern, indem sie ihm ein bestimmtes Wartgeld gaben, meist ins Bürgerrecht aufnahmen und weitere Vergünstigungen zusicherten, wie Steuerfreiheit und Enthebung vom Wachdienst. Eigentliche Verträge sind allerdings aus so früher Zeit keine erhalten. In der Bischofsstadt Basel treffen wir den ersten Klerikerarzt schon 1226 [34]); er nannte sich Burcardus medicus und war Domherr am Münster. Im Konstanzer Bistum begegnet uns der erste Klerikerarzt im Jahr 1242 in der Person eines Magister WALKO, physicus; er war Domherr in Konstanz und wurde später Domdekan. Die besondere Stellung, die Zürich mit seinen zwei berühmten Stiften schon früh im Bistum Konstanz auch in kultureller Beziehung einnahm, zeigt sich u. a. auch darin, dass es fast gleichzeitig mit Konstanz erste Klerikerärzte aufweist. Wir hören 1246 von einem Magister BURCHARDUS, medicus, Arzt der Äbtissin JUDENTA VON HAGENBUCH, offenbar einem Stiftsarzt, bald nachher von Meister PETER VON THUN im Jahr 1256. In Konstanz tritt uns im Jahr 1260 Magister ULRICH DE ÜBERLINGEN, medicus entgegen, der 1281 als «praebendarius St. Michaeli» zu Konstanz bezeichnet wird. 1290 hört man von einem Magister ULRICUS DE DENKINGEN, medicus Constanciensis civitatis, der gleichzeitig Chorherr am Stift St. Johann war; er war vermutlich der erste Stadtarzt im Bistum Konstanz. Bern hatte 1291 einen Magister AEGIDIUS PHISICUS. Interessant ist es vor allem, dass schon im 13. Jahrhundert auch in Dörfern vereinzelte Klerikerärzte auftreten. 1283 erfährt man von einem CONRADUS, medicus et plebanus in Witenowe.

Man darf sich nun aber freilich nicht vorstellen, es habe zu jener Zeit, im ausgehenden 13. und im beginnenden 14. Jahrhundert, Mangel an Ärzten gehabt, auch nicht, die wenigen studierten Ärzte hätten sich der Arbeit kaum erwehren können. Ärzte hat es zu allen Zeiten gegeben, so lange es kranke Menschen gibt. Gerade aus dem Konstanzer Bistum sind wir über diese Verhältnisse recht gut orientiert durch einen Klerikerarzt, der zu Beginn des 14. Jahrhunderts in Stein am Rhein als Leutpriester und Arzt gewirkt hat. Dieser Klerikerarzt heisst KONRAD VON AMMENHAUSEN [35]). In der Literaturgeschichte hat sein Name einen guten Klang; medizingeschichtlich wurde er merkwürdigerweise bis jetzt ganz übergangen. Er kam vermutlich zwischen 1280 und 1290 zur Welt und war bäuerlicher Abstammung. Sein Geburtshaus stand wahrscheinlich in der Nähe von Steckborn. Die erste Bildung mag er im nahen Kloster St. Georgen zu Stein am Rhein geholt haben, vielleicht auch in der damals schon bestehenden Stadtschule. KONRAD scheint dann unter die fahrenden Scholaren gegangen zu sein. Er hat Frankreich durchwandert, lernte die Provence kennen und sass in Montpellier zu Füssen des grössten zeitgenössischen Arztes und medizinischen Lehrers, BERNHARD VON GORDON'S, wohl zwischen 1305 und 1317. Dort machte er eine schwere Krankheit durch. Sein Leben verdankte er damals nur der Hilfe des verehrten Lehrers, dem er zeitlebens rührende Anhänglichkeit bewahrte. Später wurde KONRAD Mönch im Kloster Stein am Rhein, wo ihn sein Abt zum Leutpriester bestimmte. Damals ist er auch unter die Dichter gegangen. Freunde hatten ihm ein lateinisch verfasstes Lehrgedicht über das Schachspiel gebracht; der Verfasser, ein sonst unbekannter Predigermönch, JACOBUS DE CESSOLIS oder THESSOLIS, hatte darin den Versuch unternommen, das vielgestaltige Menschenleben unter dem

Bild eines Schachspiels darzustellen. KONRAD gefiel das so gut, dass er das Werklein in die deutsche Sprache umdichtete, um viele eigene Zusätze vermehrt. Unter der Figur des fünften Bauern schilderte er nun Leben und Sorgen eines Klerikerarztes seiner Zeit. Die Art dieser Schilderung, sein Aufenthalt an der medizinischen Schule in Montpellier und die Kenntnis der Hauptschrift BERNHARD VON GORDON'S lassen keinen Zweifel zu, dass KONRAD tatsächlich selber Arzt gewesen ist.

Aus dieser Schilderung erfahren wir zunächst einmal, welches die Bildung eines Klerikerarztes jener Zeit gewesen ist. Ausführlich wird auseinandergesetzt, dass ein Arzt in den sogenannten sieben freien Künsten bewandert sein müsse. Von einem eigentlichen Medizinstudium wird aber kein Wort erwähnt. KONRAD folgt hier ganz dem Original des italienischen Mönches, ohne irgendwelche Zutat, so dass der Schluss wohl berechtigt ist, die geschilderten Verhältnisse seien in Italien und am Rhein dieselben gewesen. Er teilt mit, dass ein Bucharzt, d. h. ein studierter Arzt, Kenntnisse haben müsse in Grammatik, um die Bücher der alten Meister lesen zu können, in Logik, um richtig denken und sprechen zu lernen, in Rhetorik zur Erlernung höflichen Verkehrs, in Arithmetik und Geometrie, weil ein Arzt in seinem Berufe zählen und messen müsse, in Musik, d. h. Rhythmik, um die Pulsqualität richtig zu beurteilen und in Astronomie, um zu wissen, in welchen Himmelszeichen Kuren unternommen werden sollen und in welchen nicht. Ausserdem hält er dafür, dass ein Arzt auch theologische Kenntnisse haben müsse. Viele Menschen seien nicht aus körperlichen Gründen krank, sondern infolge ihrer Sünden. Ein Arzt müsse deshalb wissen, wann er einen Seelenarzt zuziehen müsse. Die seelische Beeinflussung müsse auch sonst in jedem Fall gebührend beachtet werden, denn

«wenn die Seele gearznet wirt
dü liplich arzenie denne birt
dest balder gesuntheit dem libe».

Dieses Studium betrieb man vorwiegend in geistlichen Schulen, in Kloster-, Dom- oder Stiftsschulen. Die Stadtschulen vermittelten in der Regel keinen höhern Unterricht. Der Unterricht in Musik, den KONRAD erwähnt, deutet auf geistliche Schulen, da auf den Universitäten, deren artistische Fakultäten die Kenntnisse in den sieben freien Künsten ebenfalls vermittelten, der Unterricht in Musik fehlte [36]).

Das eigentliche Studium der Arzneiwissenschaft war wohl weitgehend Privatstudium, wobei die praktische Ausübung vermutlich bei einem andern Klerikerarzt erlernt wurde, nicht anders, als dies bei den Landärzten unserer Gegend noch bis ins 18. Jahrhundert üblich war. Bücher waren damals freilich sehr teuer, und nur wenig Ärzte besassen wohl eine grössere Menge von Handschriften. Die Schriften, die auf höhern Schulen und Universitäten durchgenommen wurden, waren meist nicht im Besitz der Scholaren, sondern wurden von den Lehrern mit den nötigen Erklärungen diktiert. Der Unterricht in den höhern Fächern war kaum viel anders als heute etwa ein Lateinunterricht an höhern Klassen. In einem Juristensprüchlein, das aber auch Geltung für die artistische Fakultät und die andern höhern Schulen hat, heisst es:

Praemitto, scindo, summo, casumque figuro,
perlego, do causas, connoto, objicio.

Der Lehrer gab zunächst eine einleitende Charakteristik der Materie der Textstelle mit einer Erläuterung der Termini; dann wurde der Stoff in einzelne Unterabteilungen zerlegt. Es folgte die Vorlesung der betreffenden Textstelle mit Angabe der Interpunktion und allfälligen abweichenden Lesarten. Daran schlossen

sich rationelle Begründungen des Inhalts, allgemeine Erläuterungen mit Angabe allfälliger Kontroversen[37]). Diese mühsame Art des Lehrens und Lernens gestattete natürlich nur das Studium ausgewählter Werke, niemals aber ein auch nur einigermassen tieferes Eindringen in die Literatur. Diesem Umstand verdankten die grossen Kompilationen oder Enzyklopädien des 13. Jahrhunderts hauptsächlich ihre rasche und weite Verbreitung. Denn sie enthielten in einer einzigen Schrift das gesamte zeitgenössische Wissen über Natur und Medizin, wenn auch teilweise in sehr unvollkommener Form. Die meisten waren von Bettelmönchen verfasst, unter Angabe der benutzten Quellen. Man fand sie bald in Kloster- und Stiftsbibliotheken; sie konnten auch noch zur Not von einzelnen Liebhabern angeschafft werden. Von einem heutigen Konversationslexikon unterschieden sie sich vor allem in der systematischen Anordnung des Stoffs, von einem Lehrbuch durch den enzyklopädischen Charakter. Man machte diesen Enzyklopädien törichterweise oft den Vorwurf, dass sie nur Kompilationen seien, welche keine Erweiterung der Erkenntnisse gebracht hätten. Man könnte diesen Vorwurf mit gleichem Recht jedem beliebigen modernen Nachschlagewerk machen, wenn er nicht gar zu unvernünftig wäre. Die enorme Wissensvermehrung, die durch die neue Kenntnis antiker Literatur und Wissenschaft, besonders infolge der grossartigen Übersetzertätigkeit des 12. Jahrhunderts erfolgt war, hatte ihren Niederschlag in diesen Handbüchern gefunden, den ersten, die seit sechs- bis siebenhundert Jahren notwendig geworden waren. Denn bis ins 13. Jahrhundert hatten immer noch die Handbücher eines BEDA VENERABILIS, eines BOETHIUS, eines CASSIODOR, vor allem aber eines ISIDOR VON SEVILLA und eines MARCIANUS CAPELLA genügt. Im 13. Jahrhundert hatte die Welt ein neues Gesicht erhalten. Darum entstanden in diesem Jahrhundert neue, das gesamte Zeitwissen umspannende Handbücher oder Enzyklopädien [38]). Diese waren es vor allem, die die neuen Kenntnisse in auffallend kurzer Zeit in weite Kreise brachten. Ihre grosse Brauchbarkeit bewiesen sie schon dadurch, dass sie noch im 15. und 16. Jahrhundert in vielen Auflagen gedruckt wurden. Von diesen Enzyklopädisten war ALBERT, Graf VON BOLLSTÄDT, weitaus der bedeutendste [39]). Sein Werk enthält auch eigene Forschungen. Das Wissen seiner Zeit beherrschte er vollständig. Als Naturwissenschafter spielte er in Deutschland für das ausgehende Mittelalter ungefähr die gleiche Rolle, die KONRAD GESSNER etwa dreihundert Jahre später für die beginnende Neuzeit spielen sollte. Obwohl ALBERT, der Grosse genannt, aus dem Schwabenland stammte und viele Beziehungen zur Gegend am Rhein und Bodensee besass — als Bischof von Regensburg und Dominikaner hatte er seiner Zeit auch die Klosterkirche von Diessenhofen eingeweiht [40]) — fand sein naturwissenschaftliches Werk in unserer Gegend doch keine grössere Bedeutung. Nicht wesentlich anders steht es mit den Werken eines THOMAS VON CANTIMPRE oder eines VINCENTIUS VON BEAUVAIS. Die grösste Verbreitung fand offenbar die Enzyklopädie des Minoriten BARTHOLOMAEUS ANGLICUS, der seine «De proprietatibus rerum libri XIX» um die Mitte des 13. Jahrhunderts verfasst hat (1230). Um einen Begriff zu geben vom Inhalt eines solchen Handbuches, mag es genügen, kurz das Inhaltsverzeichnis des letztgenannten Werkes aufzuführen. Es handelt 1. von Gott, 2. von den Engeln und ihren Ordnungen, 3. von der Seele, der auch die Sinnesorgane zugezählt werden; in diesem Abschnitt wird auch die Lehre vom Puls und dem aristotelischen Pneuma behandelt, 4. von der Humoral- und Temperamentenlehre, 5. von den einzelnen Körperteilen und den sie zusammensetzenden Geweben, d. h. Anatomie, 6. von der Hygiene mit Gesundheitsregimenten für die verschiedenen Lebensalter, 7. von den Krankheiten und ihrer Behandlung, be-

ginnend mit den Krankheiten des Kopfes im Sinne der mittelalterlichen Rezeptuarien, welche ebenfalls die Krankheiten de capite ad calcem durchnehmen, mit beigefügten Kapiteln über die verschiedenen Fieber, Haut- und Infektionskrankheiten, 8. von den Himmelskörpern, 9. von den Jahreszeiten, dem Sonnen- und Mondjahr, 10. von der Materie, 11. von der Meteorologie, 12. von den Vögeln, 13. vom Wasser, von Strömen und Meeren, 14. von der Geographie des heiligen Landes, 15. von allgemeiner Länder- und Erdkunde, 16. von edeln Steinen und Metallen, 17. von den Pflanzen, 18. von den Tieren und 19. von Farbe, Geruch, Geschmack usw. Dabei enthält z. B. der Abschnitt über Pflanzen 197, derjenige über Tiere 115 Kapitel. Wenn ein Klerikerarzt neben diesem Buch noch etwa eine Rezeptsammlung besass, genügte das für die Praxis vollkommen.

Konrad von Ammenhausen beruft sich mehrmals auf dieses Werk; er muss es also entweder selber besessen oder in seiner Klosterbibliothek zur Verfügung gehabt haben. Eine Handschrift aus dem 14. Jahrhundert war auch im Zürcher Chorherrenstift, wenn auch erst in späterer Zeit [41]). Im 15. Jahrhundert erschien das Werk in verschiedenen Inkunabelausgaben. Die Zürcher Zentralbibliothek besitzt deren nicht weniger als sechs. Ein Exemplar gehörte dem Chorherrenstift in Zürich, eines dem Konvent der regulierten Augustiner auf dem Zürichberg und ein drittes zunächst einem Schulmeister und nachher einem Klerikerarzt in Beromünster [42]).

Wenn zu jener Zeit auch sicher die wenigsten Klerikerärzte eine medizinische Fakultät besuchten, so gab es doch immerhin schon einige. Die älteste und berühmteste, die Schule von Salerno, hat als Bildungsstätte für unsere Gegend wohl nie eine sehr grosse Bedeutung gehabt. Das Lob, das Hartmann von der Aue in seinem «Armen Heinrich» dieser Schule spendet, darf darüber nicht hinwegtäuschen. Allerdings standen italienische Ärzte und italienische Bildungsstätten auch hierzulande schon früh in hohem Ansehen. Ende des 13. oder anfangs des 14. Jahrhunderts gewann auf jeden Fall auch für unsere Gegend die Schule von Montpellier zunehmende Bedeutung. Damals hat wie erwähnt, auch Konrad von Ammenhausen dort studiert. An medizinischen Werken kannte er nach eigenem Zeugnis die Aphorismen des Hippokrates, von Johannitius die Einführung in die Mikrotechne des Galenos (Isagoge in artem parvam), Hali's Kommentare zur Techne, das Lehrbuch der Heilkunde von Rhazes, liber medicinalis ad Almansorem genannt, die Aphorismen des Janus Damascenus und das Lehrbuch seines Meisters Bernhard von Gordon, das 1305 in Montpellier verfasste Lilium medicinae. Viele andere Autoren, die er zitiert, kennt er offensichtlich nicht aus ihren eigenen Werken, sondern aus dem Kompendium von Bartholomaeus Anglicus [43]). Über das Studium des Lilium medicinae und seinen Lehrer Bernhard von Gordon [44]) berichtet er:

Eins ich ouch gelesen han
von magistro Bernhardo
den man nennet von Gordonio.
den selben meister den sach ich,
und gnerte eines siechtagen mich,
das ich genas harte schiere.
das beschach ze Munpaliere,
da ich ze einem male siech was;
do half mir got und er, das ich genas.
davon ich iemer schuldig bin,
ze biten guotes über in.

doch ist er nu leider tot; got helfe siner sele us not!
des bit ich iemer vlisseklich.

Berufsideal und Arztethos waren bei den Klerikerärzten wie heute noch bestimmt durch das ärztliche Ethos der klassischen Heilkunde, das seinen schönsten Ausdruck gefunden hat im sogenannten hippokratischen Eid. So wenig sich die natürlichen Grundlagen unserer Medizin seit dem Altertum geändert haben, so wenig unterlag bis heute das ärztliche Berufsethos einer wesentlichen Änderung. Wo KONRAD auf das Berufsethos zu sprechen kommt, bezieht es sich denn auch auf die antiken klassischen Autoren und erst in zweiter Linie auf christliche Lehrer. Von einem Arzt wird in KONRAD's Schachzabelbuch sittige Rede, Keuschheit sowie sorgfältige Behandlung verlangt. An die erste Stelle setzt er bei einem wahren Arzte die Herzensreinheit nach dem schönen Worte des BOETHIUS:

swer die warheit schouwen wil,
der muos betrahten, das nicht vil
trüebes in sinem sinne si.

Ferner wird vom Arzt ein ausgeglichener Charakter verlangt; er soll frei sein von «übrigem Hass und übriger Minne, von übriger Furcht und übriger Zuversicht». Die Ärzte sollen die Bücher ihrer Meister studieren. Dem Patienten sollen sie alle Zeit die Wahrheit sagen, auch wenn diese für denselben unangenehm sei. Immer möge der Arzt bedenken, dass er nichts anderes sei als ein «amtman der nature». Über des Arztes Verhalten zum Patienten führt er aus:

dem siechen er ouch sagen sol
sinen gebresten, das er sich verstuont;
so er dem siechen den tuot kunt
sinen gebresten, den er nicht wist e,
so getruwet er im denne me,
denner er vorhin taete,
ob er ims nicht geseit haete.
und so er denne an in einen glouben hat,
dem siechen es dest bas ergat.

KONRAD fasst seinen Arztberuf als göttliche Berufung auf:

der obrost got geschaffen hat
dur der luete notdurft den arzat;
allue arzenie den ursprung hat
von gote! das ist unzwivellich.

Er verlangt von einem rechten Arzt, dass er unbemittelte Kranke umsonst behandle und dass er nichts unterlasse, was einem Kranken zu seiner Heilung dienen könne. Er beruft sich auf eine Bestimmung des kanonischen Rechts:

Da spricht ein babst, heist Symachus,
als man von im geschriben list,
das nicht gros underschidunge ist,
ob einr eim menschen tüeg den tot,
oder in nicht beschirme vor des todes not,
ob eht er in beschirmen kan
oder mag.

Dem Patienten gegenüber beruft er sich auf Jesus Sirach mit seiner Forderung: honora medicum! Es ist also zweifellos, dass sich auch KONRAD für seine ärztlichen Bemühungen bezahlen liess.

Weiter verlangt er vom Arzt, dass er die Konstitution seiner Kranken genau kenne, wie auch die Indikation und die Wirkung der Arzneien. Den jungen und alten Leuten dürfe man für die gleiche Krankheit sowenig dasselbe Mittel geben, als ein solches am Anfang und am Ende einer Krankheit tauge. Auch müsse dieselbe Krankheit im Sommer mit andern Mitteln behandelt werden als im Winter. Er meint:

swer welle arznen wol
das der wol betrahten sol
das zit, das lant, des siechen alter.
ein arzat sol den siechtagen
erkennen und des siechen complexiun,
geschepfde, gewonheit, die repleziun (Verhältnis der Säfte)
(das heist: ob er vol oder laere si),
des siechen kraft, den luft, dabi
manig ding, das man nicht alles kan
hie gesagen; man vindt es aber an
Ypocrates buochen.

Ein unerfreuliches Kapitel war im Mittelalter die Bezahlung der Arzthonorare. Unsere Vorfahren bezahlten nicht die ärztliche Mühewaltung als solche; vielmehr verakkordierten sie ihre Gesundheit. Nur die erfolgreiche Kur wurde bezahlt, und Patient und Arzt waren naturgemäss nicht immer derselben Meinung über das Behandlungsergebnis. Honorarprozesse nahmen in der mittelalterlichen Medizin einen breiten Raum ein. Im Jahre 1393 kam es z. B. zu einem Honorarprozess vor dem Offizial der Kurie zu Konstanz zwischen Pfarrer Burgauer von St. Laurenzen in St. Gallen, der ein Bein gebrochen hatte, als Beklagtem und dem behandelnden Arzt, Kaplan und Physicus, als Kläger. Der Pfarrer von Laurenzen wollte nicht bezahlen, weil, wie sein Anwalt plädierte, der Klerikerarzt von Medizin und Chirurgie nichts verstehe. Er sei Priester und dürfe als solcher die Chirurgie nicht ausüben. Er habe eine Pfründe, die zum Lebensunterhalt und zu seinem Gottesdienst ausreiche; Entgelt brauche er deshalb nicht. Wäre er Laie, hätten ihm Prügel an Stelle von Arztlohn gebührt. Er beantrage deshalb Strafe der Absetzung vom Amt, Ablehnung jeder Honorarforderung und Auferlegung der Prozesskosten. Einem Kaplan in St. Fiden wollte im Jahre 1380 ein St. Galler Bürger das Honorar nicht bezahlen, weil, wie er behauptete, nicht des Arztes Mittel ihm geholfen hätten, sondern heimliches gleichzeitiges Baden [45]). Die ständigen Honorarstreitigkeiten, die sich bis in die Neuzeit hinein erstreckten, führten zunächst die Stadtärzte dazu, von den Städten ein Fixum oder doch eine Gebührenordnung zu verlangen.

Als im Jahre 1551 PHILIPP HERTENSTEIN der Stadt St. Gallen nach dem Tod VADIAN's seinen Dienst als Stadtarzt anbot [46]), machte er dem Rat folgende Vorschläge:

Zum dritten ein Jorgelt wie es by den nechsten stetten als Costentz, schaffhusen oder lindow bruchlich ist... zu fünften, das man ein bestimpten lon verordne wie in den obgenanten stetten bruchlich ist, so ich ein kranks warte und das ich wüsse, was ich heuschen solle und der krank gäben damit sich niemant klagen köne, ussgenomen die armen mitt denen wil ich gantz fruntlich sin, das sy on klag sin sond lons halb. Oder mine herren mögend mir frilich so erlich begegnen das ich kainen burger oder burgers dienst utzit abforden wil noch heuschen, was man mir aber gutz willens vereret vorbehalten.

Noch interessanter war das Vorgehen eines Irrenarztes im 17. Jahrhundert in Güttingen im Kanton Thurgau, der bei Aufnahme seiner Patienten bereits vertraglich abmachte, dass er solche Patienten «anders nit, dann für einen todten Leichnam angenommen haben wolle», um im Todesfalle eventuelle Schadenansprüche von Hinterbliebenen von vornherein zu verunmöglichen [47]). Ähnliche Bedingungen scheinen auch Judenärzte vor der Übernahme fragwürdiger Fälle schon frühzeitig gestellt zu haben. JOCET, der berühmte Judenarzt, der in Frei-

burg i. Ue. von 1356—1370 praktizierte, übernahm die Behandlung eines Augenleidens bei einem gewissen JEAN, genannt GLUSTRY VON SCHWARZENBERG, erst, nachdem dieser sich schriftlich in seinem und seiner Eltern Namen verpflichtet hatte, ihn auch im Falle des Misslingens vor kein weltliches noch geistliches Gericht zu ziehen[48]). Über eine etwas beschämende Honorargeschichte eines Augenarztes berichtet wieder KONRAD in seinem Schachzabelbuch. Die Augenärzte, die ältesten Spezialisten, hatten im Altertum einen ziemlich schlechten Ruf[49]). Schon zu Römerzeiten wurden sie diebischen Wesens bezichtigt. Dieser Ruf scheint im Mittelalter ziemlich der gleiche geblieben zu sein. Der erwähnte Augenarzt hatte eine Frau in Behandlung genommen, unter der Bedingung, dass er bezahlt werde, sobald die Frau wieder wie vor der Behandlung sehe. Der Arzt liess nun bei jedem Besuch etwas Silberzeug der Patientin mitlaufen. Am Ende der Kur weigerte sich die Frau zu bezahlen. Eingeklagt, erklärte sie vor Gericht, laut Abmachung habe sie erst zu bezahlen, wenn sie wieder alles sehe, was sie vor der Behandlung gesehen habe. Damals habe sie aber eine Menge Silbergeschirr gesehen, das sie heute nicht mehr sehen könne. Der Arzt wurde gezwungen, sein Diebesgut zurückzugeben, und wurde dann auch bezahlt.

Auch über die Konkurrenzverhältnisse der damaligen Klerikerärzte gibt uns KONRAD guten Aufschluss. Er selber scheint unter den wenig erfreulichen Zuständen gelitten zu haben. Wie schon erwähnt, war zu jener Zeit an Ärzten kein Mangel, wenngleich die wenigsten Heilbeflissenen eine medizinische Bildung besassen. In den Augen unseres Klerikerarztes handelte es sich um blosse Kurpfuscher.

Enkainer antwerklüte si so vil
als böser arzete, als ich wil
bescheiden. wan swa zwen bi enander sint,
under den zwein man schiere vint,
das der eine ein arzat ist:
ob den andern ihts gebrist,
so ratet er im uf der stat
darnach als ers ouch gehöret hat,
und davon möcht dike schaden beschehen.
hat ein altes wib ein meister gesehen,
das er einem siechen arzenie tet,
der alt was, do denne ein junger het
ouch denselben siechtagen,
so spricht si zehant: «ich will üch sagen
von eim guoten meister, bi dem was ich
bi einem siechen: der underwiste mich,
wie ich dem siechen tete,
der ouch den siechtagen hete.»

Aber nicht nur die vielen Kurpfuscher waren Konkurrenten der Klerikerärzte; schlimmer war die Konkurrenz der Judenärzte und der im 14. Jahrhundert in immer grösserer Zahl auftretenden studierten Laienärzte. Besonders den letztern gegenüber kamen die Klerikerärzte bald ins Hintertreffen. Viele dieser Laienärzte waren zunächst Fremde, die auf französischen und vor allem italienischen Universitäten studiert hatten und dadurch gegenüber dem einheimischen Klerikerarzt mit einem interessanten Nimbus umgeben waren.

Wohl in den meisten schweizerischen Städten siedelten sich im 13. Jahrhundert Juden an[50]). Rechtlich waren sie sogenannte kaiserliche Kammerknechte. Stammten die Juden der welschen Schweiz vorwiegend aus der Champagne, der

Franche-Comté und der Provence, wanderten in die deutschschweizerischen Städte vornehmlich Juden aus dem Elsass, den Rheinlanden, Bayern und Baden ein. Sie bildeten in ihren neuen Wohnstätten kleine Kultusgemeinden, frühzeitig mit eigenen Schulen, und wurden in beschränktem Sinn sogar ins Bürgerrecht aufgenommen, freilich jeweils nur auf befristete Zeit. Man schloss sie von allen kommunalen Würden und Ämtern aus, ebenso von jeder politischen und militärischen Wirksamkeit und gab ihnen keinen Anteil am Bürgernutzen. Als Erwerbszweige kamen für diese Juden nur Geldgeschäfte, d. h. Ausleihen von Geld gegen Zins, sowie die Ausübung der Heilkunst in Betracht. Alle andern Erwerbsarten waren ihnen verboten. Da es nach kanonischem Recht den Christen im Mittelalter verboten war, Geld gegen Zins auszuleihen und den Klerikerärzten chirurgische Betätigung durch die Kirche, wenn auch nicht immer mit Erfolg, untersagt wurde, hatten die Juden in diesen zwei Erwerbszweigen lange Zeit weitgehendes Monopol; denn an chirurgischem Können konnten es wohl nur wenige Schärer und Bader mit den Judenärzten aufnehmen. Laienärzte mit Hochschulbildung gaben sich in der Regel nicht mit Chirurgie ab.

Über die medizinische Ausbildung der Judenärzte weiss man bis jetzt nicht viel. Wohl gab es im Mittelalter eine hochentwickelte jüdische Medizin, auch im Abendland; aber sie war auf die romanischen Länder beschränkt. Der erste Leiter der karolingischen Ärzteschule in Narbo soll ein Jude gewesen sein. Ein Jude soll auch in Montpellier zuerst Medizin gelehrt haben. In Salerno und Montpellier soll Hebräisch sogar medizinische Unterrichtssprache gewesen sein. Allgemein bekannt ist die grossartige Übersetzertätigkeit jüdischer Ärzte in Spanien. Die Judenärzte aus Deutschland hatten aber zu diesem Kulturkreis keine Beziehung. Eine höhere ärztliche Bildung ging ihnen zweifellos ab. Wohl finden sich auf unsern Bibliotheken noch einige mittelalterliche Maimonideshandschriften, doch fehlt uns jede Kenntnis darüber, wann, wie und durch wen sie dorthin gekommen sind. Ihr chirurgisches Können haben sie wohl handwerklich bei einem andern jüdischen Arzt erlernt, wohl nicht selten der Sohn vom Vater. Ihre medizinischen Kenntnisse dürften im allgemeinen auf dem Stand der Talmudmedizin geblieben sein. Viele Judenärzte waren wohl zunächst Kultusbeamte, welche nach talmudischen Vorschriften die zu schlachtenden Tiere vor und nach der Schlachtung untersuchen mussten, um zu entscheiden, ob das Fleisch genossen werden dürfe oder nicht. Diese Aufgabe setzte natürlich gewisse Kenntnisse von Tierkrankheiten voraus, welche im Talmud selbst erworben werden konnten. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass sich im Mittelalter Juden auch als Tierärzte betätigten. Da der Talmud auch ziemlich reich ist an Mitteilungen über Heilkunde, Anatomie, Physiologie und Therapie sowie Volksmedizin, war der Schritt von der Ausübung der Tierheilkunde zum Beruf eines Menschenarztes nicht sehr gross und um so leichter möglich, als die talmudische Medizin weitgehend auf empirischer Basis beruhte. So nahm z. B. schon Ulrich in seiner «Sammlung jüd. Geschichten», Zürich 1770, an, der Judenarzt Lazarus, der 1497 von Konrad von Rümlang «wegen seiner Erfahrenheit» in der Arzneikunst als Herrschaftsarzt angestellt wurde, sei ein beliebter Tierarzt gewesen. Der Klerikerarzt von Stein am Rhein hatte freilich an der Konkurrenz der Judenärzte keine Freude. Er klagt:

Eins ich ouch hie sagen wil,
das ouch dike gar beschiht,
das man Kristanlüte siht,
die als rehte toreht sint

(der man leider mengen vint):
so im von siechtagen iths gebrist,
da denne ein jude oder ein judin ist,
die sich arzenie nement an,
den gloubet manig vrouw und man
bas denne eim meister, der kristan ist,
und wissent nicht, das man also list
an dem rechtbuoch, das da heist decret,
da also geschriben stet,
das man sol merken gar wol,
das weder pfaffe noch laije sol
der juden brot nicht essen.
Ouch sol man nicht vergessen,
das dabi geschriben stat,
da das selb rehtbuoch geboten hat,
das kein kristan mit in sol wonung han
in ir huse; ouch vint man stan,
das kein kristaner siech ir rat sol nemen
noch ir arzenie im lan gezemen
noch in einem bade mit im baden
noch juden zuo der kristanen wirtschaft laden
noch kein kristan zuo der juden wirtschaft gan.
dis vint man an dem rehtbuoch stan:
wan die juden hant dest swecher vil
kristanen glouben, als ich wil
nach des buoches lere sagen.
ich mag der buosse nicht verdagen,
da man den sol büessen mit,
der dis gebot übertrit:
ist es ein pfaffe, als das reht seit,
den sol man von der pfafheit
entsezen; ob er aber ein laije ist,
als man ouch da geschriben list,
den sol man künden in den ban.
das ich der juden hie gedaht han,
das vuogte nüwen das einig wort,
das ir davor wol hant gehort,
das vil juden wellen arzat wesen.

Diese Worte wurden im Jahre 1337 geschrieben; zehn Jahre später wurden auch im Konstanzer Bistum in allen Städten die Juden verbrannt. Damals hatten wohl gerade die Judenärzte in erster Linie zu leiden, da sie in der eben herrschenden Pestepidemie beschuldigt wurden, sie hätten die Brunnen vergiftet und seien die böswilligen Urheber der schrecklichen Seuche. Den Grund zu dieser Beschuldigung erblickte Aegidius Tschudi schon in dem Umstand, dass die Juden in den Pestzeiten «kein Brunnenwasser, Zisternen- noch Sodwasser getrunken, noch gebrucht».

Am 15. September 1348 legte der jüdische Arzt Balavignus im Schlosse Chillon, «ein wenig zur Folter gebracht und wieder heruntergelassen» das erste diesbezügliche Geständnis ab. Bald «dümelte» man auch in Bern, Zofingen und anderswo und erhielt wohl auch dort die erwarteten Geständnisse [52]). Judenärzte gab es das ganze Mittelalter hindurch, im Konstanzer Bistum vielleicht eher weweniger als anderswo. Im Jahr 1383 untersagte Bischof Heinrich III. von Brandis in Konstanz nochmals ausdrücklich, von Juden ärztliche Hilfe anzunehmen oder solche Juden zu gewähren [53]). Im 15. Jahrhundert nahmen Einfluss und Ruf der jüdischen Heilkünstler ständig ab. Der Boden wurde ihnen untergraben einerseits durch den Kampf der Kirche gegen ihre Tätigkeit, mehr noch durch den

Umstand, dass sie von den neuen medizinischen Bildungszentren, den Hochschulen und medizinischen Fakultäten ausgeschlossen waren. Viele dieser Judenärzte haben sich im Mittelalter aber auch im Konstanzer Bistum grosser Beliebtheit erfreut. So berichtet ein Eintrag des Zürcher Stadtbuches vom 11. Dezember 1423: «die burger hand den räten gewalt geben, als die juden jetz von unserer statt zühen müssent, das si da Josep dem Juden, dem arzat, wenn er von unser statt kumet, uber etwas zites, als si dan dunket, erlouben mögent, in unser statt ze wandeln und da im geleit ze bliben... von siner kunst und arzenie wegen [54]).» Dagegen musste in Zürich 1390 VISLI der Jud vor den Rat zitiert werden wegen Abtreiberei um den Preis von zwanzig Gulden. Wie oben erwähnt, nahm die Zahl der Judenärzte schon im 15. Jahrhundert erheblich ab. Am meisten hört man in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts von ihrer Wirksamkeit.

Nahm auch die Tätigkeit der Laienärzte schon vom 14. Jahrhundert an ständig zu, und die Bedeutung der Klerikerärzte entsprechend ab, so behaupteten sich diese doch noch das ganze 15. Jahrhundert hindurch. Den Anfängen dieser Entwicklung hat schon KONRAD VON AMMENHAUSEN mit sauersüsser Miene zugesehen. Er berichtet darüber:

Di lüte sint gar wunderlich:
swer vil geklaft und rüemet sich
selber und wol kan liegen darzuo
beidü spat unde vruo
und frömde ist, dem gloubt man bas
denn einem heimschen, wissent das!
und wirt doch vil daran betrogen.
ze arzenie wirt als vil gelogen
als ze keinen dingen, damit man umbe gat.
Frömde arzate man gern wert hat,
und frömde brediäre
und frömde bihtäre (Beichtiger):
das ist der merteil lüte site,
und werdent doch betrogen mite
gar dike, als man vil siht.

Sind mit den fremden Predigern und Beichtigern wohl in erster Linie Bettelmönche gemeint, handelt es sich bei den fremden Ärzten hauptsächlich um jene ersten studierten Laienärzte, die ihr Wissen meist in Italien oder Frankreich geholt hatten und zum kleinen Teil Einheimische waren.

Unter den Landgeistlichen des 14. und 15. Jahrhunderts gab es noch ziemlich viel Ärzte; ihre Pfründe war oft so mager, dass sie auf weitere Einnahmen beinahe angewiesen waren. In den Städten haben sich vor allem Chorherren mit der Ausübung der Heilkunde abgegeben. So begegnen wir im Jahre 1307 in Schönenwerd meister BURCHARD, dem tuomherren, 1332 in Zürich meister RUDOLF, arzat und chorherr der propsteye ze Zürich, und in Solothurn bestimmen die Statuten des Chorherrenstiftes aus dem Jahre 1327 ausdrücklich, dass den Domherren das Arznen gegen Lohn gestattet sei. Da wir von diesen Ärzten in der Regel nur die Namen wissen, lohnt sich eine weitere Aufzählung nicht. Bern wollte noch 1475 einen Zisterzienser Mönch namens NIKLAUS WIDENBOSCH zum Stadtarzt bestellen. Er zog es aber vor, seine Kaplaneipfründe zu behalten, eine Schullehrerstelle anzunehmen und nur im Nebenamt seine Arzneikunst zu betreiben [55]). Ob sich Dr. NIKLAUS MÜNCH, Chorherr an der Probstei Zürich, nebenbei auch medizinisch betätigt hat, ist zwar nirgends bezeugt. Auffallend sind aber

seine grossen Bezüge an Medikamenten aus Zürcher Apotheken aus den Jahren 1492 und 1493, darunter Pillen juxta receptum meum und Kindbettpulver.

Unter diesen Klerikerärzten ist auch einer literarisch hervorgetreten, Heinrich von Louffenberg [56]), aus dem gleichnamigen Städtchen am Rhein. Wo er seine Ausbildung fand, weiss man nicht. Ob er die Heilkunde wirklich auch praktisch betrieben hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Doch kennt er die grossen Ärzte des Mittelalters, Avicenna, Rhazes und den Perser Hali. Auch hat er im Jahre 1429 ein Gesundheitsregiment in deutscher Sprache verfasst, durch welches er seine gewisse Berühmtheit erlangt hat. 1434 wurde er Dekan des St. Mauritiusstiftes in Zofingen, später Dekan des Domkapitels zu Freiburg im Breisgau, um sich dann 1445 aus der Welt zurückzuziehen ins Johanniterkloster zu Strassburg, wo er 1458 gestorben ist. Er war Dichter schöner geistlicher Volkslieder. Sein Gesundheitsregiment ist im wesentlichen eine Umdichtung des salernitanischen Regimen sanitatis, gereimt und in gebundener Sprache verfasst:

Dis büchlin heisset das regimen
also ist ime der name gen
got ze lobe und ouch ze ere
den ungelerten ze einer lere
mir selber ze midend müssigkeit
die maniger sünde somen treit,
han ich gedocht und mich verpflicht
zesamenlegen mit gedicht
ein büchlin klein als ich dan kan
sydt ich den bin ein armer man
der künst und ouch der witze...

An der Spitze des Gedichtes steht eine Inhaltsangabe seines Werkleins:

Das büchlin genant das regimen ist geteilt in syben stückelin oder capitel oder teile. Das erste seit von den zwölf manoten des jares und ire eigenschafft der zite und bewegunge der sunne darinne... Das ander teil oder capitel seit von der syben planeten und der andern hymel inflüsse und eigenschafft... Das drite teil oder capitel seit von eigenschafft und der zwölf zeichen in irem influsse... Das vierde teil seit von den vier teilen des zytes in dem jare von den vier elementen und von den complexionen der mentschen in eigenschafft und neyunge... Das fünfte teil oder capitel seit von der ordenung der gesuntheit und von sechs stückelin, die derzu gehörend... Das sechste seit von ordenung der swanger fröwelin, wie man di kindlein regieren sol... Das sybende capitel leret wie sich ein mensch halten sol in der zyte der gebresten der pestilentz.

Das eigentliche Gesundheitsregiment ist also im fünften Kapitel enthalten und zerfällt in sechs Teile. Im ersten Teile werden die Körperentleerungen, die Morgentoilette, sowie Reit- und Laufübungen besprochen. Der zweite Teil handelt vom Essen. Man soll nur essen wenn man Hunger hat, gut kauen, da sonst die Speisen im Magen in Gärung übergehen, was allerlei für «Gesüchte» zur Folge habe. Man dürfe nicht zu heiss und nicht zu kalt essen und müsse die Speisen in einer bestimmten Reihenfolge zu sich nehmen. Schwerarbeiter sollen gröbere, Mönche und Pfaffen leichtere Speisen zu sich nehmen. Trinken soll man nur nach dem Essen, guten Wein, aber nicht zu viel, da sonst Gehirn und Vernunft geschädigt werden; zu viel Wein zerstöre die Kraft und entzünde die Leber, sei den Augen nicht gesund und führe leicht zu plötzlichem Tod oder zu Lähmungen. Mässiger Weingenuss dagegen mache guten Humor, begünstige die Esslust und befördere die Verdauung. Der dritte Teil handelt vom Schlafen und Wachen, der vierte von der Reinigung des Körpers von überflüssigen Säften durch Purgieren,

Aderlassen etc. In diesem Teil wird auch ausführlich vom Baden gesprochen. Welches Bad man aber im einzelnen Fall anwenden soll, ob ein gewöhnliches Bad oder ein Schweissbad, soll man jeweils nach dem Rat des Verfassers den Arzt fragen. Phlegmatikern ziemen andere Bäder als Cholerikern. Schwerarbeiter brauchen nur von Zeit zu Zeit ein Reinigungsbad; Müssiggänger dagegen sollten oft ein Schweissbad nehmen, um sich von schädlicher Feuchtigkeit im Blut zu befreien. Zu Ader lassen soll man im Frühling und im Herbst, die Jungen beim wachsenden, die Alten beim abnehmenden Mond, und zwar im richtigen Zeichen des Tierkreises. Für allfällige weitere Fragen, den Aderlass betreffend, weist der Dichter die Leser an die Ärzte. Im fünften Teil spricht er von der Luft und berührt die Frage, warum gewisse Menschen an einer Krankheit genesen, an der andere sterben. Er hebt den grossen Wert seelischen Gleichgewichts hervor und gibt den Rat, man solle nicht zu viel studieren und denken und sich der Sorgen erwehren.

Das beginnende 15. Jahrhundert war überaus fruchtbar an solchen Gesundheitsregimenten. Das Regimen sanitatis Salernitanum wurde schon vor dem Jahr 1500 zwanzigmal gedruckt. Keine einzige medizinische Schrift erreichte diese Auflagenzahl auch nur annähernd. Dabei war es nicht das einzige Gesundheitsregiment, vielleicht nicht einmal das verbreitetste. Die pseudoaristotelischen Secreta secretorum kommen in verschiedensten Fassungen und Verdeutschungen seit dem ausgehenden dreizehnten Jahrhundert vor; eine der ältesten Bearbeitungen liegt in der oben erwähnten Mainauer Naturlehre vor. Man geht wohl kaum fehl, wenn man diese Bearbeitungen vorwiegend Klerikerärzten zuschreibt.

Eine der reizvollsten und kurzweiligsten Bearbeitungen wurde ungefähr zur selben Zeit verfasst wie das Regimen HEINRICH's VON LOUFFENBERG, zwar nicht von einem Arzt, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach von einem Beamten des bischöflichen Hofes, von Magister HEINRICUS DE WITTENWIL, advocatus curiae, dem aus dem Toggenburg stammenden Dichter des Rings [57]). Sie lautet:

Chein erznei die ward nie so guot
Sam sich gehalten in der huot
Vor zewenich und ze vil:
Die gsunthait masse haben wil.
Sünderleich scholt du geruochen,
Dir ein guoten luft ze suochen,
Der im hab ein claren gstalt,
Nicht ze haisse noch ze kalt;
Und ist der winde gar ze scharff,
Da wider man der klaider bdarf
Von seiden dick und wol gemacht,
Von lein und paumwull manigslacht.
Der luft ist auch den schlaffern guot;
Darumb der mensch vil unrecht tuot,
Der im schlaffet an der stat,
Da kain luft hin komen mag,
Ob du aber wonent pist
Pei der erd, die temphich ist,
Daz büesse dir ze winterzit
Mit clarem feur, daz hitze git!
Des sumers so tuo auf die tür,
Daz die feuchteu chum hin für
Und der luft her wider in!
Dar zuo schol gesträuwet sin
Mit chraut die chamer sunder wol,

Daz nicht sei mösich, wassers vol.
Daz ander ist, der gsunthait guot,
Die üebung, die der mensche tuot.
Dar umb so wiss, daz gfüegeu speis
Wil einer haben, spricht der weis,
Der im chlaineu arbait hat!
Hin wider umb man geit den rat:
Grosseu speis er haben wil,
Der sich da üebt und arbait vil.
So wiss auch, daz dir vor dem essen
Ist besser gangen dan gesessen
Und doch nicht auf die müedi gar!
Daz macht dich überflüssen bar.
Nach dem essen macht du sten
Oder dich enweng dergen:
Daz ist dir guot ze aller frist,
Bis daz die spis gesetzet ist.
Daz drit, daz die nataur wil haben,
Ist daz twahen und daz paden.
Hie so scholt du mercken pei,
Daz man da vindet zwaierlai
Peder nach der gmainen sag:
Swaisspad und auch wasserpad!
Swaisspad daz sei dir berait,
Hast du überflüssichait
Zwüschen flaisch und auch der haut!
Wasserpad mit edelm chraut,
Daz lawich sei und nicht ze haiss,
macht dich schön und dar zuo faiss;
Und halt dich allweg da pei warm,
Ist, daz dich dein leib derparm!
In der wuchen ze dem maisten
Einest scholt daz twahen laisten
Deinem haubt, so tuost du wol;
Und ze dem minsten twahen schol
Der mensch sein haupt an widerspächt
In einem mänat: daz ist recht.
Die füesse nach der lere mein
Schüllent oft gerainget sein
Mit lawem wasser sunder wol
Und alles wäschen gschehen schol,
So der mensche nüechter ist.
Des driten stuks beschaiden pist.
Zuom vierden man scholt wissen daz,
Daz die speis dir füeget bas,
So der hunger mit dir vicht,
Dann dehainer andern gschicht.
Doch so fülle dich nicht satt!
Lass der speis ein läreu stat
In dem magen umbe daz,
Daz er gedeuwen müg dest bas!
Wilt, daz dichs mas nicht werd gereuwen,
So scholt dus wol und endleich keuwen.
Manich tracht dir laide schafft:
Es nimpt dir kraft und dar zuo macht;
Und wilt du ir geraten nicht,
So nim vil schier daz ander gricht
Auf daz erst an underlass!
In dem essen hab die mass,
Das daz gröbist sei daz erst,
Und daz zertist nim ze lest,

Es sei dann ops vil lind getan
(Daz schol man geben vor hin an)
Sam kerssen, feigen, weinper.
Nach dem tisch, so ist mein ler,
Daz man dir herter frucht her trag,
Die die speise truk hinab:
Daz sind persich, pieren guot
Und anders, daz daz selbig tuot.
Chäs nach flaisch und nuss zuo fischen
Geb man uns ze allen tischen!
Daz fünft ist, daz man haben muoss,
Trinken zuo des turstes buoss.
Wiss, den rechten turst ich main,
Der den gsuntten chümpt allain
Nach dem essen und nicht vor
Von hitze in des magens tor!
Wie schol awer sein daz gtranch?
Trun, mit fuoge, nit ze lang,
In dem sumer weiss und clar
Oder rosenlecht, nicht swar;
Des winters lat sich trinken bas
Starker wein und rot im glas;
Und ist er liepreich, wol gesmak,
So füegt es recht in deinen sak.
Gelaub auch, daz ein neuwer wein,
Der lauter ist und dar zuo vein,
Ist vil besser dann der alt!
Sei dir dann der mag ze kalt,
So trink enwenk des morgens fruo
Hohen wein, das ghört dar zuo!
Doch hüet dich, wilt du gsunt sein,
Mit fleiss vor allem gmachten wein!
Des sechsten ist uns allen not:
Daz ist der schlaff, den uns gebott
Die nataur ze ruowen wol.
Doch pist du geätzet vol,
so volg dem schlaff nit sam ein viech,
Ob er joch chomen ist an dich!
Du scholtz mit kurtzweil übergen,
Sitzen, treten oder sten,
Bis daz dich zur andern stund
Der schlaff begreiff: so ist gesunt.
Ze schlaffen rüewechleichen gar,
Bis daz dein aug werd schlaffrens bar.
Dar nach tracht dir auf ze sten,
Ze dem stuole dich zdergen!
Laz das wasser von dir rinnen!
Huostens scholt du auch beginnen;
Rüspel ser und wasch dich drat,
Wirff aus allen unflat!
Sträl dirs haupt und chretz die pain,
Dar zuo mach die oren rain!
Ob dir awer pei dem tag,
Voll des sumers, schlaffens bhag,
So leg dich nider sorgen frei,
Da es aller frischest sei
Und dar zuo vinster sam die nacht,
Ungeschuocht und wol bedacht!
Dar zuo schol man wissen daz:
Daz haubt schol sein gedeket bas
In dem schlaff dann in dem wachen;

So schol man sich des ersten machen
Nur auf die rechten seiten;
So lobt man dhaine zeiten,
Ze schlaffen auf dem ruggen so,
Hangt daz haubet in daz stro.
Auf dem pauch mag einr geligen,
Ist im der magen chalt gedigen.
Daz sibend, daz dir füeget wol,
Ist ein hertz, mit Fröden vol:
Da leit der gsunthait gar vil an.
Da rumb so schol ein iecleich man
Siech hüeten gar vor ungemüet
Und zorn, der im daz pluot verprüet.
Unmuot dert, der zorn derpert
Und machent flaisch und pain ze hert.
Doch ist klainer zorn wol guot,
So er dem man derkükt daz pluot.
Daz feur kümpt auch zuo disem eben;
Won es geit fröd und steurt daz leben.
Doch so ker dich gen im nicht:
Es ist zum anlütz gar ein wicht!
Und wirst du gar von im ze warm,
Es macht dich an den chreften arm.
Ze lesten wiss daz eins von mir:
Waz der man von hertzen gir
Gerne singt, daz ist sein gsank,
Lustreich trinkt, daz ist sein gtrank,
Willkleich isst, daz ist sein speis!

Was die Frage nach der Herkunft dieses Gesundheitsregiments anbelangt, ist man bis jetzt zu keiner schlüssigen Antwort gelangt. Viele Stellen stimmen überein mit dem Salernitaner Regiment, andere mit Stellen aus den Secreta secretorum, nicht wenige aber vor allem mit entsprechenden Anweisungen von AVICENNA. Bei der damals grossen Zahl solcher Gesundheitsregimente ist es wohl auch müssig, weiter nach einem Original zu suchen.

Wesentlich wichtiger als diese zwei Gesundheitsregimente aus dem ersten Drittel des 15. Jahrhunderts ist ein anderes aus der gleichen Zeit, das zwischen 1472 und 1495 nicht weniger als neunmal gedruckt wurde. Es handelt sich um ein regimen sanitatis, dem Grafen RUDOLF VON HOHENBERG und seiner Gemahlin MARGARETHE VON TIERSTEIN gewidmet[58]). Dieses viel selbständiger kompilierte Werk, das zu den bedeutendsten frühern Arzneibüchern in deutscher Sprache zu zählen ist, zeigt nach Untersuchungen SUDHOFF's eine enge Verwandtschaft mit dem Arzneibuch ORTLOFFS VON BAYERLAND, weist aber eher weniger Fehler auf als dieses. Die Verfasserfrage ist ungeklärt. Die Auftraggeber oder Empfänger, Graf und Gräfin VON HOHENBERG stehen dagegen mit dem Bodensee und obern Rhein in enger Beziehung. Die Grafen VON HOHENBERG waren Ministerialen des Klosters Reichenau, von welchem einige von ihnen Lehen hatten. Sie waren auch erbliche Mundschenken der Klöster St. Gallen und Reichenau. ALBERT VON HOHENBERG war Domherr in Konstanz und 1333 bis 1335 sogar dortiger Bischof. Er starb 1359 im Kloster St. Georgen in Stein am Rhein. Grafen VON HOHENBERG waren auch Lehenträger dieses Klosters. RUDOLF IV. VON HOHENBERG war Hauptmann der Herrschaft Hohenberg, urkundlich bezeugt 1393 und 1432, und verheiratet mit MARGARETHE, Gräfin von Tierstein. Das Arzneibuch stammt also sicher aus dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts begegnen uns immer mehr Namen von Laienärzten. Alle diese Ärzte nannte man Meister oder Magistri; alle konnten sich auch den Titel eines arzat beilegen, ohne dass sie sich deshalb über ein Hochschulstudium hätten ausweisen müssen. Diejenigen von ihnen, die den Beinamen eines medicus oder physicus trugen, müssen freilich als studierte Ärzte, sogenannte Buchärzte gelten im Gegensatz zu jenen, welche ihren Beruf rein handwerkmässig bei einem Meister erlernten. Unter den studierten Ärzten hatte aber sicher nur ein kleiner Teil eine medizinische Fakultät besucht. Die meisten hatten wohl nur an einer artistischen Fakultät studiert, verstanden aber Latein und konnten lateinisch geschriebene medizinische Bücher lesen. Auch die Studenten einer medizinischen Fakultät absolvierten lange nicht alle das vorgeschriebene Studium; viele verliessen die Fakultät als Baccalaurei oder überhaupt ohne Grad. So waren die Verhältnisse schon bei den Klerikern gewesen; auch Konrad von Ammenhausen hat sicher kein vollständiges medizinisches Hochschulstudium durchgemacht. Die wenigen Ärzte mit eigentlichem Hochschulstudium hatten im 14. Jahrhundert meist an italienischen oder französischen Universitäten studiert. Dass viele von ihnen landsfremd waren, hörten wir schon früher. So war der erste bekannte Arzt am Oberrhein, der sich 1187 in Strassburg niederliess, ein Langobarde. Die ersten Heidelberger Medizinprofessoren waren an italienischen Hochschulen gebildet. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wandte sich der Magistrat von Konstanz in einem Schreiben an einen in Italien studierenden Arzt mit der Bitte, er möge sich in ihrer Stadt niederlassen [59]). Der erste in Zürich praktizierende Arzt, der sich Doktor der Medizin und Magister der sieben freien Künst nannte, begegnet uns Ende des 14. Jahrhunderts in der Person eines Burkhard Gurras, offenbar eines Landfremden [60]). Medici und Physici treffen wir zu Beginn dieses Jahrhunderts schon in grösserer Zahl in Konstanz, Ravensburg, Überlingen, Lindau, Freiburg usw. Nur wenige Arztgestalten dieser Epoche treten deutlicher in unser Blickfeld. Von den meisten kennen wir nur die Namen, die Tatsache ihrer Existenz und ihres allfälligen Häuserbesitzes. Etwas besser bekannt ist ein Meister Swederus, der arzat, der uns erstmals 1370 in einer Urkunde von St. Trudpert im Breisgau begegnet. 1375 nennt er sich Magister der sieben freien Künste und Baccalaureus medicinae. 1378 wurde er Arzt von Bischof Heinrich III. von Konstanz, welcher ihn auch «secretarius noster» nennt. Später treffen wir ihn wieder in Freiburg im Breisgau. Im Jahre 1400 wird er in einer Münsterurkunde als «honorabilis et peritus vir magister Swederus de Goetlikon physicus Friburgensis» aufgeführt; er muss also Freiburger Stadtarzt geworden sein. Swederus stammte, wie aus dieser und früheren Urkunden hervorgeht, aus dem aargauischen Göslikon. Er war verheiratet, hatte Kinder und war mehrfacher Häuserbesitzer in Freiburg [61]).

Es muss um jene Zeit in unserer Gegend schon ganze Ärztedynastien gegeben haben, wie etwa die Überlinger Ärztefamilie Richli. In einem Kaufvertrag aus dem Jahre 1382 hören wir von einem «maister Joss Rychly, zu der zytten der arznyen doctor zu Überlingen.» 1409 treffen wir diesen Arzt, der an einer ausländischen Universität studiert haben muss, in Konstanz, wo er starb und begraben wurde. Sein Sohn (oder Enkel?) gab 1455 sein Konstanzer Bürgerrecht auf und zog wieder nach Überlingen, wo er als Lehrer der freien Künste und der Arznei im folgenden Jahr ins Bürgerrecht aufgenommen wurde. Er scheint gleichzeitig St. Galler Klosterarzt gewesen zu sein. 1431 erscheint in

Basel wohl als Concilarzt ANDREAS RYCHLI, welcher auch Leibarzt Kaiser FRIEDRICH'S III. und der Päpste PIUS II. und PAUL II. gewesen sein soll. Von diesem Arzt wissen die «Athenae Rauricae: (Basel, 1778) zu berichten, er sei in Basel auf Weisung Kaiser SIGISMUND'S durch AENEAS SYLVIUS mit den Insignien eines Doktors der Medizin geschmückt worden. Kaiser FRIEDRICH habe ihn hernach in den Ritterstand erhoben. Sein Ansehen sei so gross gewesen, dass er für eine glückliche Kur oft tausend Golddukaten und mehr erhalten habe. Allzu wörtlich braucht man diese Angaben wohl kaum zu nehmen. 1477 wurde der Sohn des ältesten Überlinger Arztes ANDREAS RYCHLI, welcher ebenfalls ANDREAS hiess, zum Bürger aufgenommen. Er war wie sein Vater Stadtarzt und starb 1510. Sein Neffe, Doctor DIONYSIUS RYCHLI, praktizierte bis im Jahre 1515 in Konstanz, wo er jung verstarb. Diese Stadt hatte auf jeden Fall schon seit Ende des 14. Jahrhunderts stets Ärzte mit abgeschlossenem medizinischem Hochschulstudium [62]).

Früh schon suchten sich die Städte Ärzte zu verpflichten, indem sie mit denselben Verträge eingingen. Als es noch wenige studierte Ärzte gab und die Städte Mühe hatten, einen solchen Arzt zu gewinnen, waren die Anstellungsverhältnisse recht gute. Man war froh, wenn nur einer dauernde Niederlassung in der Stadt nehmen wollte. Es gab wenig Vorschriften, und die Bezahlung war gut. Als sich im Verlauf des 15. Jahrhunderts das Verhältnis von Angebot und Nachfrage allmählich zu Ungunsten der Ärzte entwickelte, wurden die Auflagen immer strenger und die Besoldungen eher kleiner. In der Regel waren die Stadtärzte steuerfrei und des Wachtdienstes enthoben; in Zeiten, die für die Städte besonders günstig waren, wurde allerdings auch diese Bestimmung gelegentlich aufgehoben. Die ersten Verträge wurden offenbar schon mit Klerikerärzten gemacht. In Konstanz begegnet uns als erster bekannter Stadtarzt der Kleriker «mag. ULRICUS DE DENKINGEN, medicus Constanc. civitatis». 1312 verpflichtet dieselbe Stadt «meister GWIDE, den arzet» für jährlich zehn Pfund Pfenninge. Im Konstanzer Bürgerbuch findet sich für das Jahr 1379 für Meister PETER, dictus Flüchtenstein, den arzat, ein Eintrag, der besagt, dass dieser Arzt als Bürger von Konstanz aufgenommen wurde, steuer- und wachdienstfrei sein solle und unter dem Schutz der Stadt stehe, zunächst zwei Jahre lang. Die meisten Verträge wurden, auch in andern Städten, alle paar Jahre wieder erneuert. Ihre Kurzfristigkeit war wohl mit ein Grund für das Wanderleben vieler dieser Ärzte. In den Verträgen aus späterer Zeit ist meist auch stipuliert, ob und für wie lange ein Stadtarzt ohne besondere Erlaubnis des Rates oder Bürgermeisters die Stadt verlassen dürfe. Ferner musste sich der Stadtarzt meist verpflichten, die Armen umsonst zu behandeln. Oft hatte er auch die ortsansässigen Apotheken zu beaufsichtigen, die Kranken in den Spitälern, besonders den Fremdenspitälern, aufzusuchen, und der Konstanzer Stadtarzt hatte bei der Lepraschau mitzuwirken. Sehr interessant ist eine Bestimmung aus dem Vertrag der Stadt Ulm mit dem Stadtarzt Dr. HANS WÜRKER aus dem Jahre 1436 [63]), welche besagt, dass der Stadtarzt nicht verpflichtet sei, Pestkranke zu besuchen, und ihm erlaubt, zu Pestzeiten gleich andern Bürgern zu fliehen! Als VADIAN Wien verlassen hatte und einen Vertrag mit seiner Vaterstadt St. Gallen abschliessen konnte, trat er sein Amt erst an, als die damals gerade wütende Pest vorbei war. Es war allerdings bis heute nicht möglich, die Literarhistoriker davon zu überzeugen, dass ein solches Verhalten damals nicht aussergewöhnlich, ja geradezu üblich war.

Stadtärzte gab es im 15. Jahrhundert schon in vielen, selbst kleinen Städten. Studierte Stadtärzte in grösserer Zahl brachte aber erst das 16. Jahrhundert.

Einige Ärzte aus dem Bistum Konstanz wirkten schon im 15. Jahrhundert wie auch in der Folgezeit als Universitätslehrer. So war zum Beispiel an der Wiener medizinischen Fakultät im Jahre 1430 ein Dr. SEBALDUS VON RAVENSBURG Dekan. Zu Anfang des folgenden Jahrhunderts lehrte dort Dr. ENZIANER VON ÜBERLINGEN; er zog eine stattliche Anzahl von Medizinstudenten aus der Bodenseegegend, aus Überlingen, Ravensburg, Isny in die Donaustadt. Dem Ruf JOACHIMS VON WATT, der ein Jahr lang sogar Rektor der Wiener Hochschule war und der einer St. Galler Kaufmannsfamilie entstammte, folgten viele Schweizer Studenten. Aus dem frühen 15. Jahrhundert datierten die ziemlich engen Beziehungen Ulms zur Wiener Hochschule. Diese Stadt hatte im Jahr 1418 Dr. JOHANNES RESCH von Wil zu ihrem Stadtarzt gewählt. Er hatte vorher in Wien praktiziert und dem Lehrkörper der Hochschule angehört. Es ist vielleicht nicht zufällig, dass in Ulmer Arzneibüchern der bedeutende Wiener Medizinprofessor MICHAEL PUFF von Schrick und seine Schrift über gebrannte Wasser besonders häufig zitiert wird [64]).

Entstammten die Stadtärzte anfänglich nicht selten dem Klerikerstande, wählten umgekehrt die Klöster seit dem frühen 15. Jahrhundert vielfach Laienärzte zu ihren Betreuern. Niedere Heilbeflissene gab es wohl im Kloster selber. Die eigentlichen Klosterärzte wohnten aber merkwürdigerweise oft recht weit weg. Als Beispiel sollen die Verhältnisse des Klosters St. Gallen geschildert werden. Als der 1272 verstorbene Abt BERCHTOLD im Jahre 1271 an einem gangräneszierenden Geschwür eines Beines litt, liess man zu seiner Behandlung einen Meister MICHEL aus Schwaben kommen; «der was der best, den man in Schwaben wist» [65]). In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war Dr. ANDREAS RYCHLI von Überlingen St. Galler Klosterarzt und gleichzeitig auch Klosterarzt von Salem. Als am Ende dieses Jahrhunderts Abt GOTTHARD GIEL angeblich an einer Blatternlähme erkrankt war, berief er Dr. SILBERBERG an sein Krankenbett [66]). Dieser Mann stammte aus Kleinbasel, wenigstens heisst sein Eintrag in der Basler Universitätsmatrikel vom W. S, 1481/82: SILBERBERG, JOHANNES, de Minori Basilea. 1491 wurde er als «Johannes Silbernberger Basileensis diocesis» in Bologna immatrikuliert. Schon am 1. Okt. 1492 erscheint er als Dr. decr., um von 1497 bis 1503 an der juridischen Fakultät seiner Heimatstadt zu wirken. 1497 und 1502 bekleidete er das Rektorat der Hochschule. In diesen Jahren war er auch Kanzler des St. Galler Abtes Gotthard Giel. 1503 tauchte er als «Johannes Silberberger de Silberberg nobilis» in Wien auf. 1504 wurde er als Med. et Decr. Doctor ac Theol. Lic. nach Heidelberg berufen. Er war auch Humanist und stand mit CONRAD CELTIS in brieflichem Verkehr. In einem Brief vom 2. September 1492 nennt er sich selber JOHANNES DE MONTE ARGENTEO, artium, medicinarum ac doctarum professor. Im Sommer 1506 neuerdings an der Basler Hochschule, erscheint er 1507 als iur. utr. Dr. und Dekan der Juristen. Er soll noch 1526 bei der Badener Disputation Ecks anwesend gewesen sein. Im Jahre 1512 schloss Abt FRANZ GAISBERGER einen Vertrag mit dem Konstanzer Stadtarzt Dr. J. RUSS, als Leibmedicus des Stifts [67]). Es wurde im Vertrag bestimmt, dass Dr. Russ, falls das Stift ihn benötige, auf einem Pferd nach St. Gallen reiten solle, welches ihm das Stift samt einem Reitknecht entgegenschicken wolle. Dort müsse er dann «allen herren und anndern in Convent ire brunnen erbulich besechen und inen daruff hilfflichen und rätlichen sinn». Wenn man ihm Urin nach Konstanz schicke, «sol er darinn och das best thon». Auf jeden

Fall soll er an beiden Jahrmärkten einmal im Stift Nachschau halten. Er bekomme für einen solchen Ritt zwei Gulden. Die Medikamente dürfe er besonders verrechnen. Als Wartgeld erhalte er ausserdem jährlich ein Fuhrfass Rheintaler Wein. 1535 wurde Dr. J. MÜRGEL, der Lindauer Stadtarzt, St. Galler Klosterarzt, 1564 dessen Sohn ABRAHAM.

Seit dem 15. Jahrhundert bilden sich in einzelnen Städten eigentliche medizinische Zentren oder Schulen, nicht dank irgendeiner bestimmten Institution, sondern infolge einer dort besonders gepflegten bestimmten medizinischen Richtung.

In Zürich wirkten im 15. Jahrhundert besonders Ärzte der jatromathematischen Richtung[86]). Die jatromathematischen oder astrologischen Ärzte gingen von der Vorstellung aus, dass zwischen Mikrokosmus und Makrokosmus bestimmte und erkennbare Beziehungen bestehen. So wie die Jahreszeiten und die Vegetation der Erde vom Stand derselben zur Sonne abhängig sei, so übe die Sonne auch einen bestimmten Einfluss auf die Menschen aus, auf ihr Schicksal, auf Krankheit und Gesundheit. Aber nicht nur der Sonne schrieben sie einen solchen Einfluss zu, sondern auch dem Mond und den Planeten, sowie ihrer Stellung zueinander. Sie stellten sich dabei freilich nicht vor, dass der Stand der Gestirne die eigentliche Ursache, die causa movens, für die Geschehnisse auf Erden und das Schicksal der Menschen darstelle, wohl aber, dass durch den Stand der Gestirne Bedingungen entstehen, die den Eintritt gewisser Ereignisse sehr erleichtere oder erschwere. Wie der Bauer weiss, wann er am besten die Saaten bestellt und die Bäume zweiht, weil die Bedingungen dazu nicht das ganze Jahr hindurch dieselben sind, so soll der Mensch auch in allen andern Unternehmungen wissen, wann er sie mit wahrscheinlichem Erfolg und wann mit wahrscheinlichem Misserfolg unternehmen wird. Diese Kenntnisse sollten nun eben die Gestirne vermitteln können, sofern man ihre Sprache und Zeichen zu deuten verstehe. So wie auch wir sehen, dass gewisse Krankheiten mit Vorliebe zu gewissen Jahreszeiten auftreten, ohne dass man für diese Tatsache in der Regel eine genügende Erklärung geben könnte, so deuteten die astrologischen Ärzte diese Tatsache durch ihren Bezug zur Gestirnkonstellation, indem je nach derselben die Disposition zu bestimmten Krankheiten grösser oder kleiner sei. Den Einfluss des Standes der Gestirne glaubten sie bis in die kleinsten Einzelheiten des menschlichen Lebens verfolgen zu können, wie Scheren der Haare und Schneiden der Nägel. Natürlich lag ihren Berechnungen das ptolemäische Weltbild zugrunde. Wer durch den Stand der Gestirne die äussern Bedingungen kannte, konnte nach ihrer Ansicht sich vor Unglück und Krankheit schützen, die Gesundheit fördern und in jeder Lebenslage richtig handeln. So war denn die Jatromathematik, die Anwendung der Astronomie auf die Heilkunde, meist nur ein Teilgebiet der Tätigkeit dieser astrologischen Ärzte. Viele von ihnen strebten danach, ihr Tätigkeitsgebiet zu erweitern, besonders als Leibärzte von Fürsten, deren Ratgeber in allen Lebenslagen sie sein wollten.

Als ältester Jatromathematiker Deutschlands hat lange Zeit GEORG TANNSTÄTTER VON RAIN, COLLIMITIUS genannt, gegolten[69]); er war Lehrer und intimster Freund VADIAN's in gemeinsam verbrachter Zeit an der Wiener Universität. Ihm widmete seinerzeit VADIAN den Hortulus des WALAFRID STRABO, jenes reizvolle Denkmal karolingischer Medizin aus dem Kloster Reichenau, den er im Jahre 1510 schon ganz defekt und kaum mehr leserlich in der St. Galler Klosterbibliothek aufgefunden und zum Druck gebracht hatte. Miteinander gaben die Freunde Scholien zum zweiten Buch des PLINIUS heraus, und von VADIAN's Hand bewahrt

die St. Galler Stadtbibliothek noch heute Notizen aus einer astronomischen Vorlesung TANNSTÄTTER's aus dem Jahre 1514. COLLIMITIUS ist indessen nicht der älteste deutsche Jatromathematiker, wie schon SUDHOFF festgestellt hat [70]).

Die Zürcher Jatromathematiker, denen wir uns jetzt zuwenden wollen, waren alle älter als der Wiener Astrologe. Als erster von ihnen begegnet uns KONRAD HEINGARTER [71]). Er stammte ursprünglich wahrscheinlich aus dem Kanton Appenzell. 1440 kam ein KONRAD HEINGARTER, wohl der Vater des späteren Arztes, von Horgen nach Zürich, wo er Bürger wurde. Der junge HEINGARTER studierte in Paris, wurde Doktor der Philosophie und 1464 auch Doktor der Medizin. Ungefähr um dieselbe Zeit ernannte ihn Herzog JOHANN II. VON BOURBON und AUVERGNE zu seinem und seiner Familie Leibarzt. Herzog JOHANN war einer der mächtigsten Fürsten Frankreichs, mit dem sich selbst König LUDWIG XI. gut zu stellen suchte. Nach dem Tod des Königs strebte er selber nach der Krone, ohne dass indessen sein Wunsch in Erfüllung gegangen wäre. Er starb 1488. Von seinen drei Frauen war die erste JEANNE DE FRANCE, welche kinderlos gestorben ist; die zweite, CATHÉRINE D'ARMAGNAC, starb ebenfalls jung wie auch ihr einziges Söhnchen. Die dritte war JEANNE DE BOURBON. Ihr galten besonders Dr. HEINGARTER's Bemühungen. Sie litt an einer Gebärmutterkrankheit und gebar nur ein einziges Knäblein, das bald darauf starb. Ausser für die herzogliche Familie war HEINGARTER auch Berater des Königs. Nach Herzog JOHANN's Tod wurde er königlicher Leibarzt KARL's VIII. In jüngeren Jahren, sicher bis 1470, hielt er Vorlesungen an der medizinischen Fakultät von Paris. Einer seiner Schüler, SIMON DE PHARES, überlieferte von seinem Lehrer, er habe unter die tiefgründigsten Gelehrten der Sternkunde gehört und König LUDWIG XI. oftmals geweissagt. Von diesem König muss er eine grosse Besoldung erhalten haben. Es ist offensichtlich, dass sich HEINGARTER's Prophezeiungen nicht nur auf Fragen der Gesundheit, sondern auf alle möglichen Ereignisse und Lebenslagen bezogen. Er ist der Verfasser von verschiedenen jatromathematischen Schriften, die sich heute teilweise in der Bibliothèque Nationale in Paris, teilweise in der Zürcher Zentralbibliothek befinden. 1469 schrieb er ein heute leider nicht mehr erhaltenes Traktat für König LUDWIG über die Zusammenkunft von Saturn und Mars, welche, wie berechnet, tatsächlich am 2. August 1486 um 11 Uhr 7 Minuten im fünften Grad des Stiers vor sich ging. 1476 verfasste er einen Kommentar zum Tetrabiblos des PTOLEMAEUS, welcher sich nebst einem Gesundheitsregiment für Herzog JOHANN in Paris befindet. In Zürich wird ein sehr ausführliches und schönes Consilium HEINGARTER's für Herzogin JEANNE DE BOURBON aufbewahrt, welches aus dem Jahre 1480 stammt, wie auch eine Schrift zur Verteidigung der Astrologie. Mit der letztern liess er sich durch einen hohen Würdenträger KARL VIII. empfehlen. Er wurde tatsächlich noch im selben Jahr königlicher Leibarzt. Diese Schrift war später im Besitz des Zürcher Stadtarztes CHR. CLAUSER, wenigstens eine Abschrift davon.

HEINGARTER's wichtigste jatromathematische Schrift ist zweifellos sein Consilium für die Herzogin JOHANNA. In schönem Latein, leichtfasslich geschrieben, führt es uns in ausgezeichneter Weise in die Gedanken- und Vorstellungswelt eines jatromathematischen Arztes ein. Die Schrift trägt den Titel: De causis morborum, d. h. über die Krankheitsursachen. Die reizende Pergamenthandschrift mit neunundvierzig beschriebenen Blättern in Oktavformat, mit weissem, goldgepresstem

Ledereinband, ist von einem Schreiber kalligraphisch schön geschrieben und mit zierlichen Miniaturen geschmückt [72]).

In seiner Einleitung erklärt der berühmte Arzt, dass er nichts sehnlicher wünsche, als die Gesundheit der Herzogin wieder herzustellen und sie zu befähigen, gesunden Kindern das Leben zu schenken. Die Schrift sei mit grosser Arbeit und in durchwachten Nächten entstanden. Die Herzogin werde darin die Ursachen aller ihrer Leiden und gleichzeitig auch die Angabe der Heilmittel finden.

Der Inhalt des Werkes zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil ist eine allgemeine Einführung in die Jatromathematik; im zweiten Teil werden die Ursachen der Krankheit der Herzogin auseinandergesetzt und die Heilmittel beschrieben. Den Abschluss bildet ein Regiment für schwangere Frauen.

Um einen Begriff zu erhalten von der Gedankenwelt dieser jatromathematischen oder astrologischen Ärzte, sowie der Anwendung dieser Art von Medizin in der Praxis, lohnt es sich wohl, etwas mehr in den Inhalt dieses Consiliums einzudringen. Dabei muss man sich natürlich bewusst bleiben, dass es nicht eine wissenschaftliche Abhandlung, sondern eine Aufklärungsschrift für eine gebildete Dame war. HEINGARTER führt darin etwa folgendes aus:

Alle Veränderungen der Sterblichen, auch Übergang von Gesundheit in Krankheit und von Krankheit in Gesundheit, hangen zusammen mit den Bewegungen der Gestirne. Wer nach den Gründen von Gesundheit und Krankheit sucht, muss zunächst die Himmelskörper beobachten. Aus Erfahrung wissen wir, dass durch die Sonne aus Frühling Sommer wird, aus dem Sommer Herbst und aus dem Herbst Winter. Wer anders als die Sonne lässt auf den Winter den Frühling folgen, führt aus der Nacht den Tag herauf und bringt Kräuter und Blumen und alle andern Lebewesen hervor? Die Sonne ist es, die das alles vollbringt im Verein mit den übrigen Gestirnen. Deshalb berichtet schon ARISTOTELES mit vollem Recht, dass die untere Welt mit der obern in einer gewissen Verbindung stehen müsse. Es ist offensichtlich, dass aus der obern Welt Kräfte zu uns kommen und in uns und in allen Körpern der Unterwelt Veränderungen hervorbringen. Ausser den vier Qualitäten, die man das Instrument der Natur nennt (Hitze und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit), hangen Veränderungen in unsern Körpern nur von den Bewegungen der Gestirne ab. PTOLEMAEUS, GALEN und alle andern Weisen sind hierin vollkommen einer Meinung, dass die irdischen Körper von den himmlischen regiert werden.

Der Nutzen der Sternkunde besonders auch für die Medizin wird bezeugt durch die Heilige Schrift. ABRAHAM, MOSES, HIOB und viele Heilige haben in den Sternen gelesen, hauptsächlich, um die Gesundheit zu bewahren. Die grossen modernen Ärzte, ARNOLD VON VILLANOVA und BERNHARD VON GORDON zeugen in ihren Schriften für sie. HIPPOKRATES, der grösste aller Ärzte, hat in seinen judiciis astrorum davor gewarnt, sich Ärzten anzuvertrauen, die von den Sternen nichts verstehen; die Philosophen sind derselben Ansicht. Hat doch auch ARISTOTELES in seinem libro de regimine Principum den Rat gegeben, nichts zu unternehmen ohne den Rat eines erfahrenen Astrologen. Die aber sind Dummköpfe, die behaupten, die Sternenkunde verstosse gegen den christlichen Glauben; sie sollten die Heilige Schrift besser lesen.

Die Herzogin ist in den Zeichen von Mercur und Mars geboren. Nach dem von HEINGARTER verfertigten Horoskop wird sie lange leben, gesund bleiben, eine gemässigte Konstitution besitzen und Krankheiten wenig unterworfen sein. Obwohl dieses Horoskop günstig lautet, will das noch nicht besagen, dass alle Körper-

teile gleiche Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten und gleiche Gesundheitstendenz im Falle einer Erkrankung besitzen. Angeborene Eigenschaften können sich ändern, je nach den Gestirnkonstellationen. Die natürlichen Eigenschaften des Frühlings sind Hitze und Feuchtigkeit, des Sommers Hitze und Trockenheit. Durch Connexio des Mars mit der Sonne werden aber Frühling und Sommer kühl. Herbst und Winter sind natürlicherweise kalt; durch Connexio des Mars mit der Sonne werden sie warm. So können sich durch bestimmte Gestirnkonstellationen auch die Eigenschaften der Menschen ändern; es treten oft solche auf, die sonst ihrer Natur nicht entsprechen. Jeder Planet regiert gewisse Körperteile und Organe. Diejenigen, die durch den die Geburtsstunde regierenden Planeten beherrscht werden, sind leichter Krankheiten unterworfen als die andern.

Die Planeten, die für die Gesundheit der Herzogin besonders günstig sind, sind Jupiter, Mercur, die Sonne und die Venus. Die Organe, die diesen Planeten untertan sind, erscheinen bei ihr besonders kräftig entwickelt. Günstig sind ihr die Zeiten, da diese Planeten durch den Tierkreis gehen. Ihre Krankheiten stehen in Verbindung mit Saturn und Mars.

Heingarter bespricht dann die Wirkung der einzelnen Planeten: Die Sonne erwärmt und trocknet; sie ist der Urgrund der Lebenskraft, der virtus vitalis. Der Lebensgeist, spiritus vitalis, wird durch sie beherrscht. Sie regiert beim Menschen über Augen, Herz, Gehirn und die ganze rechte Körperhälfte, über Rückenmark und Nerven. Die durch sie beherrschten Krankheiten sind heisser und trockener Natur, wie Augenentzündungen u. a. m. Der Mond hat feuchte Kraft und führt gern zu Eiterungen. Er ist der Ursprung der virtus naturalis. Er beherrscht Geschmack, Kehle, Magen, Bauch, Gebärmutter und die linken Körperteile. Seine Krankheiten sind vornehmlich Lähmungen und Nervenleiden. Der Mercur beherrscht Zunge, Gehirnkammern, Gallenblase und Gesäss. Die Venus regiert Geruch, die Leber und das Fleisch, Jupiter das Gefühl, die Lungen, Rippen, Puls und Sperma. Mars beherrscht linkes Gehör, Nieren, Venen und männliche Sexualorgane, Saturn das rechte Ohr, die Blase, Milz, Schleimhäute und Knochen.

Aus dieser Zusammenstellung ersieht man, welche Organe der Herzogin besonders gefährdet sind. Wenn sie die Natur ihrer Körperteile erkennen lernt, ist sie leicht imstande, die kräftigen gesund zu erhalten und die kranken zu stärken; so sie die Gefahrstellen kennt, kann sie sich vorsehen und in acht nehmen.

Geht der Mond durch die beweglichen Zeichen des Tierkreises, sind für die Herzogin besonders kritische Zeiten, vor allem, wenn er durch den 21. und 22. Grad geht. Wird sie in dieser Zeit von Krankheiten befallen, droht Gefahr. Sie soll sich deshalb dann in allem und vor allem hüten.

Auch den verschiedenen Zeichen des Tierkreises entsprechen bestimmte Organe und Körperteile, dem Widder z. B. Kopf und Gesicht, dem Löwen Magen, Nerven, Rücken und Seiten, dem Skorpion die weiblichen Geschlechtsorgane usw.

Bei der Zubereitung von Arzneien ist es wesentlich, dass sich himmlische und irdische Körper in Übereinstimmung befinden; ist das der Fall, werden die Arzneien nützen, sonst aber schaden. Medizinische Anwendungen sollen immer zu der Zeit vorgenommen werden, da die Gestirnkonstellation besteht, die den Schaden beherrscht. Die Phlebotomie nimmt man vor im Zeichen von Jupiter oder Venus, weil diese das Blut beherrschen. Purgationen soll man anwenden, wenn der Mond im Haus des Skorpion oder der Fische ist, Klistiere machen, wenn er in der Waage steht usw. Bei jeder Applikation hat man auf folgende sieben Dinge zu achten:

Gestirnkonstellation zur Zeit der Geburt; gegenwärtige Gestirnkonstellation; das Haus, in dem der herrschende Planet steht; seine Erhöhung; das Mondviertel, in dem man sich befindet; die Planeten, welche die betreffenden Organe und Krankheiten regieren und mittlerer Himmelsgrad. Ausführlich werden nun in dieser Hinsicht Bäder und Aderlass besprochen. Man sieht daraus, dass die therapeutische Tätigkeit eines Jatromathematikers nicht gerade leicht und einfach zu erlernen war, und man darf füglich bezweifeln, ob die Herzogin mit diesen allgemeinen Anleitungen den Weg allein gefunden hätte.

Im zweiten Teil seiner Schrift erklärt nun HEINGARTER, wie sich die Herzogin im speziellen Fall von Krankheiten schützen und im Fall einer Erkrankung verhalten solle.

Der menschliche Körper ist aus Elementen zusammengesetzt und hat die Neigung, sich wieder in diese zu zersetzen: Wärme aus Feuer, Geist aus Wind, Säfte aus Wasser, Knochen und Fleisch aus Erde. Er entsteht aus einem menschlichen Samen und ist wie dieser heisser und feuchter Natur. Diese warme, feuchte Natur kann durch irgendein Ereignis verändert werden. Wird sie zu heiss und trocken, nennt man einen Menschen cholerisch; zu kalt und feucht, phlegmatisch; zu kalt und trocken, melancholisch; zu heiss und feucht, sanguinisch.

Eine Naturkraft wirkt im Sperma auf verschiedene Weise: aus seinen kalten und trockenen Elementen wird schwarze Galle; diese bildet und beeinflusst vor allem die Knochen. Aus seinen kalten und feuchten Elementen ersteht der Schleim; dieser bildet und beeinflusst die Lungen. Was in ihm heiss und trocken ist, wird zu gelber Galle, die das Herz bildet und beeinflusst und aus seinen heissen und feuchten Elementen wird Blut und dieses bildet und beeinflusst die Leber. So werden auf natürliche und übernatürliche Weise die vier Körpersäfte gebildet: schwarze Galle, Schleim, gelbe Galle und Blut. Das sind die Elementa secundaria, wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Eigenschaften der eigentlichen Elemente, Feuer, Erde, Wasser und Wind. Diese sekundären Elemente sind auch im Urin nachweisbar. Urin von einem sanguinischen Menschen, d. h. sanguinischer Urin ist rot wegen zu grosser Hitze und reichlich wegen übermässiger Feuchtigkeit des betreffenden Menschen. Gelbe Galle ist heiss und trocken und der Urin rot wegen zu grosser Hitze und spärlich wegen zu grosser Trockenheit. Phlegmatischer Urin ist hell wegen der Kälte und reichlich wegen zu grosser Feuchtigkeit. Melancholischer Urin ist hell und spärlich wegen zu grosser Kälte und Trockenkeit des Melancholikers. Aus dieser Zusammenstellung ist schon nach dem Aussehen des Urins leicht ersichtlich, welcher Saft im Körper im Übermass vorkommt. Von diesem muss man dann den Körper entlasten, d. h. purgieren und reinigen.

Alle unsere körperlichen Tätigkeiten werden durch drei verschiedene Geister regiert. Der Spiritus animalis entsteht im Gehirn und dringt durch die Nerven in den ganzen Körper. Der spiritus spiritualis entsteht im Herzen und verbreitet sich durch die Arterien, während der in der Leber entstehende spiritus naturalis sich durch die Venen im Körper verteilt. Solange die Natur des Menschen feucht und warm ist, bleiben Geist und Körper zusammen; wird sie zu kalt und trocken, trennen sie sich und tritt der Tod ein.

Der menschliche Körper besitzt vier Grundkräfte: die virtus generativa oder Zeugungskraft mit Sitz in den Geschlechtsorganen steht unter der Herrschaft von Venus und Jupiter; die virtus vitalis mit Sitz im Herzen, unter der Herrschaft der Sonne stehend; die virtus naturalis mit Sitz in der Leber, dem Jupiter untergeordnet. Durch ihre Tätigkeit entstehen die vier Körpersäfte; der sanguinische

Saft unterliegt dem Einfluss Jupiters, der cholerische Mars, der phlegmatische dem Mond und der melancholische Saturn. Die vierte Grundkraft, die virtus animalis, zerfällt in eine denkende und eine fühlende Kraft, Ursprung und Quelle von Imagination, Phantasie und Gedächtnis einerseits und von Sinnesempfindungen anderseits. Jede einzelne dieser Kräfte und Eigenschaften unterstehen der Herrschaft eines bestimmten Gestirns. Neben den vier Grund- oder Hauptkräften gibt es noch vier Nebenkräfte, die Assimilations-, die Dissimilations-, die Retentions- und die Expulsionskraft. Nach diesem kurzen physiologischen Abriss erklärt HEINGARTER der Herzogin weitläufig die Ursachen ihres Gebärmutterflusses. Dieser ist der lokale Ausdruck von zu viel Kälte und Feuchtigkeit, bewirkt vor allem durch den Mond, seine Stellung im Tierkreis und unterstützt durch den Saturn. Als gewichtigste Autorität führt HEINGARTER immer Avicenna, oder, wie er ihn nennt, Princeps Abinsceni an.

In einem weitern Kapitel entwirft der gelehrte Arzt nun ein Gesundheitsregiment für die Herzogin. Er schreibt darin über Luft, Übung und Ruhe, Schlafen und Wachen, Essen und Fasten, erlaubte und unerlaubte Speisen sowie über Gemütsbewegungen. Alles, was erwärmt und trocknet, ist gestattet; was kältet und feucht macht, ist verboten.

Weiter wird beschrieben, auf welche Art allfällige Konstitutionsfehler durch geeignete Lebensweise bekämpft werden können. Die übermässige Kälte und Feuchtigkeit wird behoben durch ableitende, reinigende und trocknende Mittel. HEINGARTER gibt hier die Mittel an, die für die einzelnen Organe und ihre Krankheiten angewandt werden sollen, um sie zu stärken und im Falle einer Erkrankung zu heilen. Zur Ableitung, Reinigung und Austrocknung der Gebärmutter werden innere Mittel, Pulver, Pillen, Mixturen und Latwergen, sowie äussere Anwendungen in Form von Umschlägen, Sitz- und Dampfbädern, Scheidenspülungen und Salbenapplikationen verordnet. Neben den Gebärmuttermitteln werden vor allem die Kopf-, Leber- und Magenmittel ausführlich behandelt.

In einem Schlusskapitel folgen noch Anweisungen, wie sich die Herzogin während einer Schwangerschaft zu verhalten hätte. Sie soll für täglichen Stuhlgang und leichte Bewegung sorgen, nicht baden, den Geschlechtsverkehr meiden, keine öffnenden, nur stopfende Mittel einnehmen, alles vermeiden, was einen Abort herbeiführen könnte, ganz besonders in der ersten Zeit der Schwangerschaft; ausserdem werden Diätvorschriften aufgeführt. Den Abschluss bilden Mittel, die die Gebärmutter im schwangern Zustand stärken sollen.

Man sieht aus alledem immerhin, dass es auch für Jatromathematiker mit der Sternguckerei allein nicht getan war, eben weil Gestirnkonstellationen nicht fatalistisch bestimmen, was eintrifft, sondern nur Bedingungen schaffen, die der Arzt kennen muss, wenn er richtig handeln will. Am 20. August 1480 wurde die Schrift abgeschlossen.

Im Jahre 1488 schrieb HEINGARTER noch eine Schrift zur Verteidigung der Astrologie [73]), speziell in ihrer Anwendung auf die Heilkunde. Nutzen und Richtigkeit der astrologischen Anschauungen werden darin nicht rational begründet. An Stelle des Beweises tritt das Zeugnis. Er zählt alle Zeugen aus alter und neuer Zeit auf, welche sich angeblich für die Astrologie ausgesprochen haben, theologische, medizinische und philosophische. Es ist dabei auffallend, wie ausführlich besonders die theologischen Zeugen zu Worte kommen. Ganz besonders wird die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments in jeder Richtung abgegrast, um mit ihrer Hilfe den astrologischen Stand-

punkt zu stützen. Christus selbst wird als Kronzeuge aufgerufen, und der Stern von Bethlehem findet natürlich gebührende Würdigung. Die Auslegung ist dabei freilich oft etwas willkürlich. «Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Erde verkündigt das Werk seiner Hände», diese Anfangsworte des neunzehnten Psalms sind für HEINGARTER z. B. ein Beweis für die Richtigkeit astrologischer Ansichten! Offenbar war der Astrologie damals gerade in religiösen Kreisen ein nicht unerheblicher Widerstand erwachsen. Den Verächtern der Astrologie, denen, die mit ihren astrologischen Weissagungen keinen Erfolg hatten, gibt er zu bedenken, dass nicht immer die Kunst wertlos sei, wenn der Künstler nichts tauge. Natürlich gebe es schlechte Astrologen; es gebe auch schlechte Redner, die nicht zu überzeugen vermöchten, Ärzte, welche nicht heilen, Schiffer, welche ihre Schiffe nicht in den sichern Hafen bringen und Seelsorger, welche nicht alle Seelen zum ewigen Heil führen könnten. Nichts Menschliches sei vollkommen, und Täuschung und Irrtum zu unterliegen sei Menschenlos. Auch die Kirche habe sich in ihrem Urteil schon getäuscht. Wenn nun auch der Astrologie Fehler unterlaufen, sei das bei der Schwierigkeit dieser Kunst kein Wunder. Die Schrift des damals schon älteren Arztes ist recht temperamentvoll geschrieben. Er empfiehlt sich durch ihren Empfänger zu königlichen Diensten und wurde im selben Jahr Leibarzt König KARL's VIII.

HEINGARTER, von dessen äussern Lebensumständen wir leider sehr wenig wissen, war wohl der gelehrteste Schweizerarzt des 15. Jahrhunderts. Es scheint in Paris auch Schüler aus der Heimat gehabt zu haben. Der Zürcher KONRAD TÜRST, später Stadtarzt in seiner Heimatstadt, bekennt sich selber als solchen. Wahrscheinlich ist aber auch der Basler ERHARD WINDSBERGER [74]), genannt Ventimontanus alias Aeolides, dazu zu zählen. Einer Bürgerfamilie Basels entsprossen, erhielt er seine erste Ausbildung in seiner Vaterstadt, um sich dann in Paris dem Studium der Medizin und Astrologie zuzuwenden, wie das aus einem von ihm selbst erdachten Epitaph hervorgeht. Dort hat er sich auch humanistisch betätigt, vornehmlich in Verbindung mit dem damals noch jungen Buchdruck von HEYNLIN. 1476 wurde WINDSBERGER Lehrer an der medizinischen Fakultät in Ingolstadt, ein Jahr darauf noch Lehrer der Poetik, des humanistischen Lehrfachs. Auf sein Verlangen stellte er dort Herzog LUDWIG das Horoskop. Für denselben Herzog und einige andere Fürsten verfasste er um 1476 ein Judicium über die Türkengefahr. Nach seinen eigenen Aussagen sollen die darin gemachten Voraussagung eingetroffen sein. 1480 erschien aus seiner Feder eine ähnliche Schrift für den wegen der Türkengefahr nach Nürnberg einberufenen Reichstag: Eolidis Erhardi Ventimontani doctoris medici ordinarij Recepta contra venenum Thurcorum cum iuditio lustri currentis ab anno domini 1480 usque ad annum 86. Ad principes et populos cristianos. WINDSBERGER wurde kaiserlicher Pfalzgraf und Arzt am Hof Albrechts des Beherzten; in dessen Gefolge nahm er an den Krönungsfeierlichkeiten MAXIMILIAN's I. in Frankfurt, Köln und Aachen teil. Bei dieser Gelegenheit machte er die Bekanntschaft REUCHLIN's. Auch wurde er damals vom Kaiser zum Ritter geschlagen. Wann WINDSBERGER gestorben ist, weiss man nicht genau; sicher hat er im Jahr 1504 noch gelebt. CELTIS hat ihm ein Epitaph gesetzt:

Hic iaceo Aeolides, Germaniae gloria gentis,
Olim quem dederant dira venena neci,
Rhetor et orator fueram doctusque poeta
Et medicus tribui saepe salutis opem.

Astrorum leges servavi pectore docto,
Pendulus et terrae cognitus orbis erat.
Nemo mihi melius succos cognovit et herbas,
Radices, gemmas, dura metalla simul.
Pannonio regi placuit mea candida virtus,
Germanis ducibus praesulibusque simul.
Me, plorat Rhenus, peregrina quiescere terra:
Inter Pannonios stant mea busta viros.

Ob noch weitere astrologische Ärzte schweizerischer Herkunft durch die Schule HEINGARTER's gegangen sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Es ist auf jeden Fall gerade für diese Ärzte, HEINGARTER, VENTIMONTANUS und TÜRST, bezeichnend, wie sehr sie suchten, Berater hochgestellter Persönlichkeiten zu werden und nicht gewillt waren, ihre astrologischn Kenntnisse auf die Medizin zu beschränken.

Im Jahr 1474 wurde in Zürich ein Dr. med. EBERHARD SCHLEUSINGER Stadtarzt [75]). Er stammte aus Gasmendorf im Frankenland. Im Jahr 1476 wurde er Zürcher Bürger. Schon im Jahr 1474 gab er bei einem HANS AURL eine Schrift heraus mit dem Titel, «Thurecensis Phisici Tractatus de Cometis». Ein gleichlautender Druck war schon ein Jahr zuvor herausgekommen, wahrscheinlich in Beromünster. Die Autorschaft, lange vergessen, wurde durch den Zürcher Stadtarzt J. J. WAGNER wieder wahrscheinlich gemacht. Ein Nürnberger Druck aus dem Jahr 1539 gab zwar immer SCHLEUSINGER als Verfasser an. Auch KONRAD GESSNER hat in seiner Bibliothek SCHLEUSINGER als Verfasser einer Kometenschrift erwähnt. Trotzdem wurde die Autorschaft bis in die neueste Zeit immer wieder bezweifelt. Gleichwohl darf sie als gesichert gelten, um so mehr, als bekannt geworden ist, dass der Wiegendruck von Beromünster, der sich im Besitz der Universitätsbibliothek von Freiburg i. B. befindet, von der Hand des Rubrikators den Vermerk trägt, SCHLEUSINGER sei der Verfasser. Als er zum Bürger von Zürich angenommen wurde, geschah es «mit geding, dass er aller sachen fry sin und jm die statt alle ja dreissig gulden zu sold geben soll, bis uff unser widerruoffen. desglichen mag er uns den dienst absagen, und so er das tuot, gebent wir jm nichzit mer, und ob er darum mer by uns bliben wil, sol er dannocht aller dingen fry sin». Der von SCHLEUSINGER beschriebene Komet war 1472 über Zürich erschienen. Nach WOLF bietet die Schrift inhaltlich nicht gerade viel. Ausser einigen Mutmassungen über die Entstehung und Bedeutung von Kometen erfährt man, dass man diesen Kometen in Zürich am 13. Januar zum erstenmal gesehen habe und zwar unter der Waage in den Sternen der Jungfrau. Nachher werden die Sternbilder, die er durchwanderte, der Reihe nach aufgeführt, aber ohne Datumangabe. Der Schweif des Kometen sei stets gegen die Zwillinge gerichtet gewesen. Der Verfasser legt dem Kometen die Natur der Venus bei und glaubt im Gegensatz zu andern Forschern, er bedeute Fruchtbarkeit und Frieden, sofern es die Fortwirkung der himmlischen Vorgänge in den vorausgegangenen Jahren zulasse. Wo SCHLEUSINGER seine ersten Studien gemacht hat, weiss man nicht. Sicher wurde er 1458 als Magister artium an der Wiener medizinischen Fakultät zum erstenmal erwähnt. Aus einem Brief an CELTIS erfährt man, dass er zehn Jahre in Wien geweilt hat und schon mit achtzehn Jahren dorthin gekommen ist. Er hat also in Wien zweifellos noch die grossen Astronomen GEORG VON PEUERBACH und REGIOMONTANUS gehört. Aus dieser Zeit stammten wohl auch gewisse Beziehungen zum Humanismus, hat doch PEUERBACH in Wien

als erster über klassische Autoren gelesen, und zwar im Jahr 1454 über VIRGIL's Aeneis, während REGIOMONTAN 1461 zum erstenmal die Bucolica behandelte. Im Jahr 1482, ebenfalls von Zürich aus, hat SCHLEUSINGER eine astrologische Prognostik in Druck gegeben, und zwar unter seinem Namen. Bekannt ist bis jetzt ein einziges Exemplar, das sich in München befindet. Es ist abgedruckt bei PAUL HEITZ in «hundert Kalenderinkunabeln», hgg. von HEITZ und MÜNDEL, Strassburg, 1905. Im selben Jahr suchte SCHLEUSINGER in kaiserlichen Dienst zu kommen durch Empfehlung des damals auf der Zürcher Kanzlei arbeitenden ehemals tirolischen Kanzlers A. HAMMERSTÄTTER[76]) an den kaiserlichen Prokurator JOH. VER, damals wahrscheinlich Prokurator am Hofgericht Rottweil. Nach 1488 verschwindet SCHLEUSINGER endgültig aus Zürich, um später als Stadtarzt von Bamberg aufzutauchen. In einem Brief vom 20. April 1498 an CELTIS nennt er sich EBERHARD SCHLEUSINGER, artium et medicinae doctor, physicus Bambergensis. Sein Sohn studierte seit 1496 in Ingolstadt; sein Matrikeleintrag lautet: Heinricus Sleisinger de Durego. Über seine Bamberger Zeit weiss man leider bis jetzt nichts. Einzig SCHONER hat ihn in seiner 1515 in Nürnberg erschienenen Erdbeschreibung als Gelehrten von Bamberg und Förderer der Wissenschaften neben BEHEIN u. a. aufgeführt. Im Jahr 1539 erschien noch in Nürnberg zusammen mit einem Nachdruck seiner Kometenschrift eine Verteidigung der Astrologie, seine «Assertio contra calumniatores astrologiae». GEORG TANNSTÄTTER, der Wiener Humanist und Mathematiker, nennt in seinen «Viri mathematici» auch SCHLEUSINGER wegen seines mathematischen Wissens als erwähnenswert. Steht aber schon SCHLEUSINGER's Kometenschrift nicht gerade auf hohem Niveau, kann das von seiner Prognostik noch weniger gesagt werden. Er gibt darin nach den Gestirnkonstellationen die Zeiten an, in denen man Freundschaften schliessen und Gesellschaften aufsuchen soll. Seine Lebensumstände scheinen bald der Vergessenheit anheim gefallen zu sein. Wo sich biographische Notizen süber ihn finden, sind sie in der Regel falsch, wie bei KESTNER, ZEDDEL u. a.

Dr. KONRAD TÜRST[77]), in der Literatur bekannt als einer der ersten geographischen Schriftsteller der Schweiz, folgte SCHLEUSINGER im Amt des Stadtarztes. Er war der uneheliche Sohn eines Chorherrn am Fraumünster Zürichs und studierte Medizin, wahrscheinlich in Paris als Schüler HEINGARTER's. Geboren zwischen 1450 und 1460 praktizierte er von 1482 bis 1485 in Bern, tauchte dann in Zürich auf, um 1489 hier Stadtarzt zu werden. Als Empfehlung schrieb er eine Prognostik für diese Stadt fürs Jahr 1490[78]). Diese wird heute von der Universitätsbibliothek Bern aufbewahrt, d. h. eine Abschrift davon. Sie ist wenig interessant, orientiert vor allem darüber, welche Planeten die einzelnen Jahreszeiten beherrschen, wie Witterung und Ernteertrag ausfallen werden usf. Interessanter ist ein Consilium, das TÜRST für den Berner Altschultheissen RUDOLF VON ERLACH, den Führer der Berner Truppen im Schwabenkrieg, verfasst hat[79]). In der Einleitung dazu gibt er an, er wolle sich hauptsächlich auf HIPPOKRATES, GALEN, AVICENNA und JOHANNES MESUE beziehen. Sollte irgend etwas im Traktat unrichtig sein, bitte er alle «Ritter mit dem Schwert des Buchstabens» ihn dafür zu strafen, in erster Linie Dr. HEINGARTER, vor allen andern der gelehrteste in der Arznei und Astronomie, seinen «überflüssigen Gebieter»; falls es aber nichts daran zu tadeln gebe, hoffe er, damit Gnade zu erwerben. Im ersten Kapitel behandelt TÜRST den gegenwärtigen Zustand seines Patienten. Er erklärt, Herr VON ERLACH habe im ganzen eine warme, trockene Natur, aber mit Feuchtigkeit vermischt. Er sei chole-

risch, zu Melancholie neigend. Die peripheren Adern seien sehr stark mit Blut gefüllt und der Puls sehr voll. Der Urin sei dick, rot, mit etwas Niederschlag; beim Stehen verändere er sich nicht. Er werde in reichlicher Menge gelassen. Es bestehe eine gewisse Fülle, die Schwindel verursache. Unangenehm sei, dass ihm andere Ärzte schon eine zu grosse Menge scharfer Arzneien gegeben hätten. Er leide unter einer gewissen Neigung zu Apoplexie, Katarrhen und plötzlicher Hinfälligkeit aller Kräfte; sonst aber sei er gesund. Das zweite Kapitel enthält ein Gesundheitsreglement, in ähnlicher Form wie das HEINGARTER'sche verfasst. Es beginnt mit der Luft und schliesst mit erlaubten und verbotenen Speisen. Besonders warnt er seinen Patienten vor Gemütsbewegungen und Aufregungen, da Herr VON ERLACH schon von Natur aus zu Zornausbrüchen neige. Im dritten Kapitel zählt er die Heilmittel auf, die geeignet seien, die frühere Gesundheit wieder zu erlangen; Aloepillen, Aderlass und Eröffnung der Hämorrhoiden dürften dabei die wichtigsten gewesen sein.

Nun folgt der Kalender. TÜRST's Aufgabe war es nämlich in erster Linie gewesen, einen Kalender zu machen für einige Jahre, der «verstentlich sei und tütscher zungen». Er legte ihm die alphonsinischen Tafeln zugrunde, die im 13. Jahrhundert unter ALFONS X. VON KASTILIEN von den angesehensten arabischen, jüdischen und christlichen Astronomen verfertigt worden waren.

Dann bespricht TÜRST den Aderlass; er will seinem Herrn mitteilen, wann, wie und wo er zu Ader lassen solle. Dieser sei vor allem nötig für Leute, welche zu viel Feuchtigkeit oder zu dickes Blut hätten. Herr VON ERLACH soll zu Ader lassen, wenn der Mond im Widder, in der Waage, im Schützen oder im Wassermann ist; gestattet sei der Aderlass aber auch, wenn sich der Mond in den Zeichen des Krebses, des Skorpions oder der Fische befinde. Er soll vor allem im Frühling oder Herbst vorgenommen werden. Verboten sei er zwei Tage vor oder nach Neumond, bei abnehmendem Mond, während der Verdauung, nach dem Bad, in kalter Gegend oder Jahreszeit, wenn sich der Mond im Stier, in den Zwillingen, im Löwen, in der Jungfrau oder im Steinbock befinde, in den Hundstagen, wenn die Sonne in das Zeichen des Löwen tritt und bei dunkelm oder schlechtem Wetter.

Weiter zählt TÜRST die Planeten auf, welcher Natur sie seien und was unter ihrer Herrschaft zu tun geraten oder nicht geraten sei. Vom Saturn berichtet er, dieser sei kalt und trocken und voller Bosheit. Sein Einfluss sei beinahe immer schädlich; unter seinem Regiment solle man sich vor allem hüten, Arzneien einzunehmen, Kleider machen zu lassen, zu Prälaten zu gehen, Knechte und Mägde zu dingen und Reisen zu unternehmen. In ähnlicher Weise werden auch die Wirkungen der Zeichen des Tierkreises besprochen. Vom Widder sagt TÜRST beispielsweise, dieser sei beweglich, warm, trocken, männlich, orientalisch und cholerisch. Geht der Mond durch den Widder, so soll man sich bewegen, über Land gehen und reisen, ins Bad gehen, die Nägel schneiden, neue Kleider machen lassen, rotes Tuch und Waffen kaufen und reisige Pferde, Mägde und Knechte dingen, Schafe, Ziegen, Hunde, Falken und Federspiele kaufen, Häuser bauen, Bachöfen, Öfen, Küchen und Herde instand stellen, Gesellschaften geben, Lehren antreten und an die Hochzeit denken. Dagegen soll man sich in diesem Zeichen nicht die Haare scheren lassen, nicht zum Arzt gehen, keine Furunkel schneiden und nicht schröpfen lassen.

Das Consilium ist schön auf Pergament geschrieben und stammt aus dem Jahr 1482. Es befindet sich seit einigen Jahren in der Zürcher Zentralbibliothek. Der Einband ist jüngeren Datums.

Während des Schwabenkrieges prophezeite TÜRST angeblich Kaiser MAXIMILIAN aus den Sternen; 1499 trat er ganz in kaiserliche Dienste über und wohnte fortan in Innsbruck. Ob er, wie KONRAD GESSNER in seiner Bibliotheca berichtet, kaiserlicher Leibarzt und Ritter war, wurde in neuerer Zeit bezweifelt, vor allem von FR. HEGI, der sich um die Erforschung der Lebensgeschichten der Zürcher astrologischen Ärzte besonders verdient gemacht hat. Es ist aber immerhin bemerkenswert, dass der Zürcher Stadtarzt Dr. CLAUSER in seinem Exemplar von GESSNER's Bibliothek, welches er mit zahlreichen Ergänzungen und auch Korrekturen versah, diese Stelle über TÜRST nicht korrigiert hat; dabei hat er TÜRST wahrscheinlich noch persönlich gekannt. Er besass nicht nur verschiedene Handschriften von ihm, sondern kam nach dessen Tod in den Besitz seiner ganzen Bibliothek. 1503 scheint Dr. TÜRST gestorben zu sein.

Dieser Dr. CHRISTOPH CLAUSER [80]) stand mit den Jatromathematikern noch in einem gewissen innern Verhältnis. Ein reiner Jatromathematiker war er gewiss nicht mehr. Er hatte in Italien die humanistische Richtung der Medizin kennen gelernt und trat später auch mit WILHELM COPUS, ADELPHI, VADIAN und andern humanistischen Ärzten in Verbindung, ohne aber selber ein humanistischer Arzt zu sein. Er hatte, vielleicht schon durch seine Herkunft aus einem Apothekergeschlecht, auch zu der alchemistischen Richtung der zeitgenössischen Medizin gewisse Beziehungen. Im wesentlichen hat er aber doch das jatromathematische Erbe weiter gepflegt, und KONRAD GESSNER hebt denn auch besonders seine peritiam astronomiae non vulgarem hervor. Wie SCHLEUSINGER und TÜRST verfasste auch CLAUSER sehr geschätzte Kalender, welche ebenfalls jatromathematische Angaben enthielten. Seine Biographie und sein Werk sind schon vor Jahren durch G. A. WEHRLI in Zürich in einer Monographie eingehend beschrieben und gewürdigt worden, so dass es sich erübrigt, hier weiter auf diesen letzten Zürcher Jatromathematiker einzugehen, und zwar um so mehr, als er ja bereits der Neuzeit angehört.

In mancher Beziehung interessanter als diese Zürcher jatromathematische Schule ist eine alchemistische oder chemische Ärzteschule in Ulm. Auch hier will der Ausdruck Schule nur besagen, dass diese Richtung der Medizin im 15. Jahrhundert, vornehmlich in seiner zweiten Hälfte, von den Ulmer Ärzten besonders gepflegt wurde. Leider ist diese Ulmer Schule noch nicht näher erforscht und bis heute eigentlich unbekannt geblieben. Um so mehr scheint es uns Pflicht zu sein, einmal nachdrücklich auf ihr Bestehen und ihre Leistungen hinzuweisen, auch wenn es sich vorläufig nur um Bruchstücke handeln kann [81]).

Zur gleichen Zeit, da in Zürich die astrologische Medizin gepflegt wurde — die Zürcher Zentralbibliothek ist übrigens noch heute relativ reich an Handschriften astronomisch-astrologischen Inhalts, während sie eigentlich arm ist an Arzneibüchern aus dieser Zeit — war Ulm ein Zentrum chemisch-alchemistischer Heilkunst. Diese rein empirische Richtung in der Medizin des ausgehenden Mittelalters befasste sich hauptsächlich mit der Herstellung guter Arzneimittel. Die Ulmer Ärzte [81]) schrieben keine Gesundheitsregimente, mit Ausnahue STEINHEUWELS, der vor allem Frühhumanist war und mit diesem Kreis nur in einer losen Verbindung stand. Merkwürdigerweise verdankt man den Ärzten dieser chemisch-therapeutischen Richtung auffallend viele Pestschriften, die teilweise ungedruckt blieben, teilweise aber auch als Frühdrucke erschienen sind [82]). Immerhin war diese literarische Tätigkeit sehr am Rande ihrer Interessen. Wenn wir von den Ulmer Ärzten der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, Dr. EGELF

und Dr. WÜRKER, welche auch Pestschriften verfasst haben, absehen, gibt es noch eine ganze Reihe alchemistischer Ärzte aus Ulm und benachbarten Städten Süddeutschlands, welchen wir in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts solche Schriften verdanken. In Ulm verfasste neben STEINHEUWEL vor allem JOHANNES STOCKER eine Pestschrift. Aber auch ELLENBOG in Memmingen, dessen Pestschrift als Frühdruck erschienen ist, war ein alchemistisch gebildeter Arzt. Ein prächtiger, umfangreicher alchemistischer Foliant von seiner Hand findet sich in der Stadtbibliothek von St. Gallen als Msc. 429, aus den Jahren 1464/65 stammend. Auch JUNG, dessen Pestschrift im ausgehenden 15. Jahrhundert mehrfach gedruckt worden ist, gehörte zu dieser Ärztegruppe, wenigstens führt ihn KONRAD GESSNER in seinem köstlichen Arzneischatz mehrfach als Gewährsmann an.

Was den Pestschriftsteller WÜRKER anbelangt, ist es nicht uninteressant, dass er, wie oben bereits erwähnt, in seinen Stadtarztvertrag die Klausel aufnehmen liess, es sei ihm in Pestzeiten gleich andern Bürgern gestattet, die Stadt zu verlassen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass er seine Schrift gerade aus diesem Grunde verfasst hat, zur Aufklärung und Belehrung seiner Ulmer Klienten. In gleicher Weise hat etwa siebzig Jahre später der St. Galler VADIAN, welcher seine Stelle als Stadtarzt ebenfalls erst nach dem Erlöschen der Pestepidemie von 1519 angetreten hat, seinen Mitbürgern dafür einen «Ratschlag wider die sorglich krankheit der pestilentz» geschenkt, eine blosse Aufklärungsschrift ohne wissenschaftlichen Wert, ihrem Zweck entsprechend in deutscher Sprache verfasst.

Die wissenschaftlichen medizinischen Arbeiten dieser chemischen Ärzte wurden nicht gedruckt. Vor allen JOHANN STOCKER in Ulm hat eine Menge von Manuskripten medizinischen Inhalts, meist therapeutische Abhandlungen und Arzneimittelsammlungen, hinterlassen. Da sich solche Schriften naturgemäss an einen kleinen Kreis wandten und nicht Aufklärungsschriften waren, hätte wohl kaum ein Drucker das Wagnis ihrer Herausgabe übernommen. Abgesehen davon hätten aber wohl auch nur wenige Ärzte begehrt, ihre Geheimmittel einer grössern Öffentlichkeit durch den Druck bekannt zu geben; der Nimbus, im Besitz solcher Mittel zu sein, war ihrem Ruf nur förderlich. Der Entwicklung dieser Bewegung ist aber das Fehlen einer Literatur zweifellos zum Verhängnis geworden. Wenn die um vieles uninteressantere humanistische Medizin in der Folge rasch zur unbestrittenen Herrschaft gelangte, war ihr enges Verhältnis zu Hochschulen und Druckereien wohl vor allem massgebend. Der Kampf dieser beiden Richtungen, der deutschschreibenden, chemisch-empirischen und der lateinschreibenden, literarischen, humanistischen fand seinen dramatischen Höhepunkt im Leben THEOPHRAST'S VON HOHENHEIM. Mehr als irgendein anderer deutscher Arzt und Humanist hat er in Italien neuplatonisches Gedankengut aufgenommen, entschiedener aber als irgendeiner die rein literarische Behandlung medizinischer Fragen abgelehnt. In seiner Person wurde die chemisch-empirische Richtung der Medizin im Jahr 1527 für kurze Zeit hochschulfähig. Es handelte sich aber nur um eine Episode; rasch nachher sank sie wieder zum Rang einer Sekte hinab, der allerdings durch alle folgenden Jahrhunderte hindurch immer wieder hervorragende Ärzte angehört haben. Es ist wohl nicht von ungefähr, dass im 19. Jahrhundert besonders homöopathische Ärzte zu den bedeutendsten Parazelsuskennern und Parazelsusverehrern gehört haben; wir erinnern nur an RADEMACHER und SCHLEGEL.

Wenn wir nun kurz versuchen, einige Angaben über diese Ulmer Schule zu machen, kann es sich bei dem Mangel an einschlägigen Vorarbeiten und der

schweren Zugänglichkeit des Schrifttums zunächst nur um Bruchstücke handeln. Es sei dabei wiederholt, dass der Ausdruck Schule nicht Institution in irgend welchem Sinn bedeutet, sondern lediglich besagen will, dass im ausgehenden 15. Jahrhundert in Ulm eine bestimmte medizinische Richtung besonders gepflegt wurde, dass Ulm das Zentrum dieser Richtung war, natürlich mit mannigfachen Verbindungen und Ausstrahlungen, Verbindungen vornehmlich mit andern süddeutschen Städten, aber auch mit Italien, dagegen beinahe gar nicht mit Frankreich.

STEINHEUWEL, den bedeutenden Ulmer Stadtarzt und Frühhumanisten, von Weil stammend, hier näher zu schildern, können wir uns nicht entschliessen, da seine Zugehörigkeit zu dieser chemischen Schule bis jetzt nicht genügend belegt werden kann und innerlich eher unwahrscheinlich ist. Zwar besitzt die Schaffhauser Stadtbibliothek ein sehr schönes Arzneibuch aus dem 15. Jahrhundert, welches in ihrem Katalog als STEINHEUWEL's Arzneibuch figuriert. Es beginnt mit seiner Pestschrift, enthält ausführliche Angaben, wie man den Harn des Menschen und sein Blut «bechennen» soll, Rezepte von Salben, Pulvern und allerlei Wassern sowie eine Abschrift der damals berühmten Abhandlung von MICHAEL PUFF von Schrick über «geprannte Wasser». Der Schreiber des hervorragend schönen Arzneibuches heisst MAGNUS BENGGER. Seine Herkunft lässt sich nicht genauer bestimmen. BENGGER oder BENKER gab es im ausgehenden 15. Jahrhundert in Ulm wie in der Nordostschweiz, vor allem in Diessenhofen. Offenbar war er nicht Arzt, sondern Schreiber. Ob die Schrift jünger oder älter ist als der erste Druck von STEINHEUWEL's Pestschrift, lässt sich nicht bestimmen, ebensowenig, ob sie einst STEINHEUWEL gehört hat oder nicht. Ziemlich sicher gehört sie nach Ulm; ihren Namen trägt sie aber wahrscheinlich nur davon, dass sie durch die betreffende Pestschrift eingeleitet wird.

Die meisten Ulmer Ärzte der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts scheinen der Familie STOCKER angehört zu haben. Dass viele von ihnen ausgezeichnete Praktiker gewesen sind, ergibt sich schon aus der Tatsache, dass sie als Leibärzte sehr gesucht waren [83]). NIKOLAUS STOCKER, der um die Jahrhundertmitte in Ulm praktiziert hat, wurde oft nach Stuttgart berufen. Sein Bruderssohn JÖRG, ebenfalls Ulmer Arzt, war vom Bischof von Bamberg zum Leibarzt erwählt worden, doch schlug er die Wahl aus. HEINRICH STEINHEUWEL war als Ulmer Stadtarzt gleichzeitig Leibarzt des Grafen EBERHARD VON WÜRTTEMBERG. Auch sein Nachfolger als Stadtarzt, JOHANNES STOCKER, bekleidete dieses Amt, bis er im Jahr 1503 Ulm verliess, um als Leibarzt des Bayernherzogs nach Ingolstadt überzusiedeln, einer Universitätsstadt mit astrologisch-humanistischen Tendenzen. Auch der Ulmer Arzt KETTNER behandelte den Grafen von Württemberg zeitweise. Wie sehr dieser Fürst die Ulmer Schule schätzte, geht aus der Tatsache hervor, dass er einen seiner Leibärzte, KASPAR VON SITTNOW, nach Ulm sandte, damit er dort unter Anleitung von Ulmer Ärzten das Brennen und Distillieren erlerne. Man wird dem Ulmer Historiker NÜBLING kaum folgen können, wenn er vermutet, es habe sich dabei vornehmlich um Goldmacherei gehandelt! 1494 wohnte der gerade in Ulm weilende Graf bei Dr. MÜNSINGER, dem damaligen Ulmer Stadtarzt, der später auch Beziehungen zur Schweiz hatte. Im Jahre 1490 soll es nach FABRI in Ulm dreissig Ärzte und Wundärzte und zehn Bader gegeben haben, eine auffallend grosse Zahl.

Das spezifisch therapeutische Interesse, wohl auch die Freude an eigener chemischer Tätigkeit, zeigt sich auch in den etwas merkwürdigen Beziehungen zwischen Ärzten und Apothekern in dieser Stadt. Es scheint, dass der Rat die

Apotheker gegenüber der Konkurrenz durch diese alchemistischen Ärzte häufig in Schutz nehmen musste.

Weitaus der bedeutendste dieser Ulmer Ärzte war zweifelsohne Dr. JOHANN STOCKER. Er hatte in Ingolstadt studiert, war einige Zeit in Pannonien, dem heutigen Ungarn,, gewesen und tauchte dann in Tübingen auf. 1483 nahm ihn Ulm für zehn Jahre in den Dienst. Gleich PARAZELSUS, mit dem er auch sonst manch gemeinsamen Zug aufweist, war er nicht nur studierter Arzt, sondern auch Wundarzt; offenbar hat er auch Geburtshilfe getrieben. Zusammen mit Dr. MÜNSINGER unterrichtete und prüfte er die Ulmer Hebammen. Es scheint ein vornehmlich empirisch eingestellter Arzt gewesen zu sein, dessen Hauptinteresse der Herstellung guter Heilmittel galt. Unter seinem Namen erschienen noch lange nach seinem Tod umfangreiche Rezeptsammlungen. Eine solche besitzt heute noch Wien, Msc. 11 189, mit dem Titel «Practica experimentissimi medici Joann Stockers Ulmensis [84]). In schweizerischen Bibliotheken sind bis heute zwei gleichlautende Handschriften bekannt. Alle drei gehören dem 16. Jahrhundert an. Obwohl STOCKER schon 1513 gestorben ist, weisen die Stockerschen Rezeptsammlungen Eintragungen bis ins Jahr 1530 auf; sie scheinen auf eine gemeinsame Vorlage zurückzugehen. Ein Schaffhauser Foliant, Msc. 33, trägt die Bezeichnung «Dr. Joanni Stockheri Practica medicina». Der Verfasser oder Schreiber hat STOCKER offenbar persönlich nicht gekannt, was schon sein Eintrag, Dr. STOCKER habe seit dem Jahr 1500 in Ulm praktiziert, beweist. Eine gleiche Rezeptsammlung besitzt die Universtätsbibliothek Bern. Sie gehörte ursprünglich der Karthause Güterstein bei Urach im Dekanat Villingen und trägt als Msc. A 28 die Überschrift «Practica doctoris Thomae Cartusiensis Boni Lapidi circa Urach et vocitatur Vade mecum a doctore Stocker congestum». Hatte STEINHEUWEL in Ulm noch eine eigene Apotheke besitzen dürfen, waren die Verhältnisse für STOCKER wenige Jahre nachher vollkommen andere. Er durfte nur Medikamente abgeben, die in einer Ulmer Apotheke gemacht waren, selbst seinen auswärtigen Patienten. Auch durfte er selber nur solche Arzneien herstellen, welche die Ulmer Apotheker nicht zu machen verstanden. Er war verpflichtet, selbst bereitete Arzneien zum Selbstkostenpreis abzugeben. Eine Ausnahme bildeten einzig die Wundarzneien; diese durfte er selbst zubereiten. Es war ihm ausdrücklich verboten, mit einem Arzt oder Apotheker zusammen gemeinsam Handel mit Arzneien zu treiben. Auch durfte er von Apothekern keine Geschenke annehmen, ausgenommen ein Pfund Heller an Martini und an Weihnachten. Diese äusserst eigenartigen Vertragsbestimmungen deuten schon auf die regen pharmazeutischen Interessen STOCKER's hin und lassen sich wohl nur als Schutzbestimmungen für die einheimischen Apotheker begreifen. Er musste als Stadtarzt auch die Siechenschau besorgen, den Ulmer Frauen in Kindsnöten beistehen, Hebammenunterricht geben und die Apotheken und deren Arzneibücher beaufsichtigen. Ausserdem hatte er darüber zu wachen, dass keine Landfahrer in Ulm arzneten. Dass er sich in Ulm grosser Wertschätzung erfreute, geht schon aus dem Umstand hervor, dass sich sein Lohn von fünfzig Gulden im Jahr 1482 bis im Jahr 1489 vervierfachte. Mehr als hundert Jahre nach seinem Tod kam ein Teil seiner hinterlassenen Schriften noch im Druck heraus. So erschien im Jahr 1601 in Frankfurt unter seinem Namen ein Werk mit dem Titel «Empirica medicamenta». Im Jahr 1609 wird STOCKER in einer in Frankfurt aufgelegten «Praxis morborum particularium» als Verfasser genannt. 1634 erschien in Leyden eine «Praxis aurea» unter seiner Autorschaft. Leider ist es uns nicht gelungen, eines dieser Werke zu Gesicht zu bekommen.

Wurden schon JOHANN STOCKER's pharmazeutische Bemühungen in Ulm offenbar nicht sehr gern gelesen, wurden sie seinem Verwandten NIKLAUS STOCKER beinahe zum Verhängnis. Er sollte in den Neunziger Jahren als Ulmer Stadtarzt nicht mehr bestätigt werden, weil man ihn «geheimer Künste» bezichtigte. Obschon er sich durchgehend rechtfertigen konnte, beschloss man, ihn nach Ablauf des Vertrages doch aus dem Dienst der Stadt zu entlassen. Er bat dann den Rat um Erneuerung seines Vertrages, wies auf seine treuen Dienste und seinen geringen Lohn von jährlich nur sechsundfünfzig Gulden und versprach ausdrücklich, sich in Zukunft keiner «Wundersalben» mehr bedienen zu wollen.»Auch ihn scheinen seine Bemühungen um gute Arzneimittel in schlechtes Licht gebracht zu haben.

Leider steht eine systematische Durchsicht der alten Arzneibücher des 15. Jahrhunderts noch aus. Würde sie einmal vorgenommen, wäre man wahrscheinlich weniger erstaunt darüber, dass die Ärzte des 15. Jahrhunderts so rasch auf das Quecksilber als Syphilisheilmittel gekommen sind. Eine Durchsicht allein der Zagelsalben, d. h. der Salben für das männliche Glied und seine ulzerösen Prozesse, ergeben einen überraschenden therapeutischen Wandel. Zagelsalben fehlen beinahe in keinem dieser Arzneibücher. Meist fangen die Rezepte mit dem stereotypen Satz an: «hast du ein loch im zagel, so nim ...» Werden die Arzneien als besonders heilkräftig gerühmt, steht etwa noch dabei, sie wirkten selbst in Fällen, wo das Glied halb abgefault sei. In KONRAD GESSNERS hinterlassenen handschriftlichen Rezeptsammlungen, Msc. 204 b der Zürcher Zentralbibliothek, steht bei einem solchen Rezept, dass das Mittel helfe, selbst wenn der Patient aus mehreren Löchern Urin entleere. Solche Zagelsalben kannte nicht erst das Mittelalter. Man findet schon bei CELSUS im sechsten Buch seines medizinischen Sammelwerkes im 18. Kapitel folgende Angabe: «Bisweilen geht irgendeine Partie des männlichen Gliedes in Verhärtung über und ist dann fast ohne alles Gefühl; diese Stelle muss herausgeschnitten werden. Der Karbunkel aber, der an dieser Stelle entsteht, muss mittels einer Ohrspritze gereinigt werden, sobald er sichtbar ist. Hierauf behandle man ihn mit Ätzmitteln, vorzüglich mit Chalkitis und Honig, oder mit Grünspan und gekochtem Honig, oder mit gedörrten und zerriebenen und gleichfalls mit Honig vermischten Schafexkrementen.» (Zitiert nach der deutschen Übersetzung von FRIEBOES.) Kupfer und Honig blieben bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts die souveränen Mittel gegen diese ulzerösen Prozesse. So enthält Msc. 755 der Stiftsbibliothek St. Gallen, ein Arzneibüchlein aus dem Besitz AEGIDI TSCHUDI's, dem 15. Jahrhundert entstammend, folgende Zagelsalbe: «Nim hong, spongrün und ain wenig bomöl und süd das untz es rout wirt». Ein Rezept aus ungefähr gleicher Zeit aus dem Einsiedler Codex Msc. 297 lautet: «Ein pulver für allerlei füle: Chupferschlagpluomen klein gemacht und in die wunden getan, trucknet die füle.» Neben Kupfer wurden in der Folge Blei und Bleiweiss verwendet, auch Blei in Form von Bleiglätte. In TSCHUDI's Arzneibuch findet sich z. B. folgendes Rezept: «Wilt du machen ein guot salb zuo dem zagel und den schenkeln, so nim hong und süd inn wol das er wol geschumet und tuo denn darinn ein wenig gletti und lützel spongrüen und lauss es wol siden und tuo darnach ain klain bomöl darin und rüer es wol under einander, das ist bewärt.» Im früher erwähnten Steinheuwelschen Arzneibuch Schaffhausens fand sich folgendes einschlägige Rezept: «Ain salb zum zagel: Nim kalt wasser und äschen und nym eyer wie vil du wilt und süd si in wasser und äschen und bis die eyer recht hert waerent. Darnach nim den totter on das wyss und zerbrenn den inn ainer pfannen die suber sy und brenn in untz es schmaltz geb und rüer das allweg dass es nit anbrynn, so wirt die salb dester besser. Wann

das schmaltz gyt, so truck es durch ein tuoch. Denn so nym blywyss und stoss es klain und rüer es durcheinander, so ist es gerecht und vast guot.» Im erwähnten Einsiedler Kodex ist folgende Salbe angegeben: «Plywyss und glet idem II lot, geriben, mastig, wierouch und camfer idem I lot wol geriben, bomöl als vil als das nit ze dick noch ze dünn wärd, das schlach durcheinander bis es ain guot salb wärd.» Später finden sich Salben, welche Antimon, Spiessglanz enthalten. Solche Rezepte finden sich z. B. in Cod. Msc. 525 der Berner Universitätsbibliothek, dessen Tractatus medicus, f. 28a—f. 153b auch dem 15. Jahrhundert angehört. F. 53a—f. 54a handelt vom Blei, f. 56a vom Antimon. Es wird nicht nur gegen Blutungen gebraucht, sondern auch als Ätzmittel: levat superfluam carnem. Argentum vivum, vermischt mit Honig und Latwerge wird auf demselben Blatt gegen Scabies empfohlen. F. 90a wird Antimon mit Blei zusammen angewandt. Es ist überhaupt charakteristisch, wie der therapeutische Wandel nicht zu einer Aufgabe der alten Mittel geführt hat; es wurden nur immer neue Substanzen hinzugefügt. Honig und Grünspan finden sich auch am Ende des Jahrhunderts noch in den meisten Rezepten. Ein besonders schönes Beispiel dafür findet sich im Familienbuch der Vogler in Altstätten, Msc. Simmler 318 der Zentralbibliothek Zürich. Neben vielen andern Hausmitteln enthält es auch ein Rezept gegen die «Platern». Es stammt wahrscheinlich aus Feldkirch. Als Ort, wo man eine sonst schwer erhältliche Arzneipflanze bekommen könne, wird nämlich das Kloster Valdunen angegeben; es handelt sich hier um das dem Clarissenorden angehörende Kloster Frauental. Das Rezept lautet: «Ain salb für die platern: Item du solt nemen II lot hondschmalz, item II lot kecksilber, item II lot silberglet, item II lot wyssen wiroch, item II lot loröl, item II lot spongrün, item I Pfund rotbärgi schmer. Nim die spongrün, das silberglet und den wyssen wiroch und stoss das under enander zuo bulfer. Nim ain wenig rotbärgi schmer in ain schüssel und trib das kecksilber darunder als lang, bis es ganz gestirbt. Nim das Pfund schmer und zerlaus das suber und tue die grüben schon darvon, und wenn das erkaltet, so vil das du ain hand darin liden macht, dann nim die vorgeschriben stuck und rüer sy wol under enander, darus wirt ain salb. Das salb nim und leg den menschen in ain hais stuben und nim ain pfannen mit gluot und salb den menschen allenthalb am lib wo der schad ist und heb die pfannen mit der gluot darzu, da mit die salb durch die hitz intriben werd.» Das rasche Auffinden des Quecksilbers als Syphilisheilmittel im ausgehenden 15. Jahrhundert war also nicht ein glücklicher Zufall und auch nicht ein Himmelsgeschenk, sondern die Frucht und das Resultat der Bemühungen eines vollen Jahrhunderts. Der Weg von den ersten Kupferzagelsalben zu den Luessalben ist ein ganz gradliniger; ihn gefunden zu haben, bleibt der Ruhm der fleissigen Forscherarbeit der alchemistischen Ärzte des 15. Jahrhunderts.

Zu dieser chemischen Richtung in der Medizin hatte im 16. Jahrhundert auch der Zürcher Polyhistor Konrad Gessner bedeutende Beziehungen. Nicht nur interessierte er sich sein Leben lang für die Heilmittel von Parazelsus und seinen Schülern [85]), sondern er ist auch der Verfasser eines trefflichen Werkes über die Herstellung solcher Arzneimittel, welches er anonym herausgegeben hat unter dem Titel: Thesaurus Evonymi Philiatri de remediis secretis, auf deutsch: köstlicher Arzneischatz des Euonymus Philiater. In viele Sprachen übersetzt, besitzt allein die Zentralbibliothek Zürich mehr als zwanzig verschiedene Ausgaben dieses Werkes, welches in seiner Einleitung eine interessante historische Abhandlung über die Entwicklung dieser chemischen Richtung der Heilkunde enthält.

Manches Gebiet der mittelalterlichen Heilkunde wurde in diesen Blättern übergangen, die Entwicklung der Chirurgie, der Frauenheilkunde, der Schärer und Bader und ihrer ersten Organisationen, der Hebammen, der öffentlichen Gesundheitspflege und Sanitätspolizei u. v. a. m. Es lag uns aber vor allem daran, in den Geist der mittelalterlichen Medizin und der mittelalterlichen Ärzte unserer Gegend einen Einblick zu vermitteln.

Anmerkungen.

[1]) Ueber die Reichenau vergleiche man das zweibändige Werk: Die Kultur der Abtei Reichenau, Verlag der Münchner Drucke, München, 1925.
Ueber das Kloster St. Gallen orientiert I. v. ARX, Geschichten des Kt. St. Gallen, 3 Bde., St. Gallen, 1810; ferner J. BAECHTOLD, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz, Huber, Frauenfeld, 1919, S. 17—80.

[2]) AMMANN, Die Diesbach-Watt-Gesellschaft, Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen, 1928. Die Einleitung orientiert über die allgemein wirtschaftlichen Verhältnisse Oberdeutschlands im Mittelalter. Eingehende Quellenangaben; derselbe: Die Wirtschaftsstellung St. Gallens im Mittelalter, Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen, 1928.

[3]) HORAWITZ, Regesten z. d. Analekten z. Geschichte d. Reformation u. d. Humanismus i. Schwaben; Wiener Akademie, 1877 u. 1878; Tr. SCHIESS, Vadian am Scheideweg, Bodenseebuch, 1919.

[4]) C. BRUNNER, Spuren der römischen Ärzte a. d. Boden d. heutigen Schweiz, A. Müller's Verlag, Zürich, 1894, S. 58 f.

[5]) F. STÄHELIN, Die Schweiz in römischer Zeit, Benno Schwabe, Basel, 1931, S. 456.

[6]) F. BLANKE, Gallus und die heidnischen Alemannen, Neue Schweizer Rundschau, Aprilheft, 1937; P. TH. HOFFMANN, Der mittelalterliche Mensch, Hinrich's Verlag, Leipzig, 1937, S. 89 f.

[7]) Alle Angaben über das Kloster Reichenau stammen stets aus dem unter Anm. [1]) erwähnten Werk.

[8]) C. BRUNNER über Medizin und Krankenpflege im Mittelalter in schweizerischen Landen, Orell Füssli, Zürich, 1922, S. 14—60.

[9]) V. ARX, l. c., Bd. 1, S. 325.

[10]) W. MUSCHG, l. c. Alle diese Mitteilungen sind diesem Buch entnommen.

[12]) C. H. HASKINS, The renaissance of the twelfth century, Harvard University Press, Cambridge, 1933, S. 3—32.

[13]) A. BRAUN, Der Klerus des Bistums Konstanz im Ausgang des Mittelalters, Münster, 1938, S. 90 ff.

[14]) P. STAERKLE, Beiträge zur spätmittelalterlichen Bildungsgeschichte St. Gallens, St. Gallen, 1939.

[15]) C. BRUNNER, l. c., S. 90 f., 94 ff., 133 ff.; hier wird auch auf die ausführlichere schweiz. Literatur über die Lepra in der Schweiz verwiesen; K. BAAS, Mittelalterliche Gesundheitspflege im heutigen Baden, Neujahrsblätter d. bad. hist. Kommission, neue Folge 12, Jahrg. 1909, S. 46 ff.

[16]) K. BAAS, l. c., S. 47.

[17]) K. BAAS, Zur Geschichte der mittelalterlichen Heilkunst im Bodenseegebiet, Archiv für Kulturgeschichte, Bd. IV, 1906, S. 138.

[18]) St. Galler Ratsprotokoll, Stadtarchiv St. Gallen.

[19]) Scriptores de chirurgia, ed. p. C. GESNERUM, Tiguri, 1555, Examen leprosorum autoris innominati, pag. 391 r. ff.

[20]) St. Galler Ratsbuch, S. 170, Stadtarchiv St. Gallen.

[21]) A. WEHRLI, Die Krankenanstalten etc. im alten Zürich, Mitt. d. antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Zürich, 1934, S. 8.

[22]) C. BRUNNER, l. c., S. 107.

[23]) C. BRUNNER, l. c., S. 88 ff.; K. BAAS, l. c., S. 33 ff.

[24]) C. BRUNNER, l. c., S. 91 ff.

[25]) C. BRUNNER, l. c., S. 115—148.

[26]) R. DURRER, Der mittelalterliche Bilderschmuck der Kapelle zu Waltalingen, in Mitt. d. antiq. Ges. in Zürich, XXXIV, 5, pag. 233 und XXX, 5, pag. 61.

[27]) K. BAAS, l. c., S. 38.

[28]) Kultur der Abtei Reichenau, Bd. 1, S. 167 ff., 188 ff.

[29]) K. BAAS, l. c., S. 39.

[30]) C. BRUNNER, Die Pflege der Verwundeten in der alten Eidgenossenschaft, Anhang.

[31]) Mainauer Naturlehre, herausg. v. WILHELM WACKERNAGEL, i. d. Bibliothek d. lit. Vereins i. Stuttgart, Bd. 22. Einleitung und vollständiger Text. Die Einleitung enthält manche Irrtümer und Missverständnisse.

[32]) W. TOISCHER, Die altdeutschen Bearbeitungen der pseudoaristotelischen Secreta Secretorum, Prag, 1884, Selbstverlag. S. 11.

[33]) C. BRUNNER, Ueber Medizin... im Mittelalter, S. 55.

[34]) Über die Klerikerärzte vergl. man in den zitierten Werken von C. BRUNNER und K. BAAS die einschlägigen Stellen, welchen das folg. meist entnommen ist.

[35]) KUNRAT v. AMMENHAUSEN, Das Schachzabelbuch, herausg. v. F. Vetter i. d. Bibliothek älterer Schriftwerke d. deutschen Schweiz, Frauenfeld, 1887. In Vetters vortrefflicher Einleitung findet man auch alles Nähere über KONRAD's Lebensverhältnisse. Man vergl. auch die Literaturgeschichten der deutschen Schweiz von J. BAECHTOLD, S. 177—180; E. ERMATINGER, S. 72—76; J. NADLER, S. 60—61. Die Tatsache, dass KONRAD Klerikerarzt gewesen sein muss, hat Vetter übersehen; auch seinen Aufenthalt in Montpellier hat er in seiner Bedeutung nicht verstanden.

[36]) A. BRAUN, l. c., S. 99.

[37]) F. PAULSEN, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen usw., 1896, S. 19.

[38]) Über diese Verhältnisse orientiert in ausgezeichneter Weise wieder C. H. HASKINS (vergl. Anm. 12), im Kapitel 10, The revival of science, S. 302, 367.

[39]) Ausser in den Handbüchern der Geschichte der Medizin von HAESER und NEUBURGER u. PAGEL vergl. man über ALBERTUS MAGNUS auch H. FISCHER, Mittelalterliche Pflanzenkunde, Verlag d. Münchner Drucke, München, 1929, S. 34—44.

[40]) K. J. GREITH, Die deutsche Mystik im Prediger Orden, 1861.

[41]) Mscr. Car. C. 103 der Zentralbibliothek Zürich.

[42]) Die entsprechenden Eigentumsvermerke finden sich in den von mir eingesehenen Zürcher Inkunabeln.

[43]) Dies betrifft vor allem die klassischen Autoren, die er im Abschnitt über den Weinbau anführt, S. 415/16 der Ausgabe von VETTER.

[44]) BERNHARD von GORDON, wahrscheinlich gebürtiger Schotte, war Medizin-Professor in Montpellier, von 1283 bis 1317. Sein „Lilium medicinae" stammt aus dem Jahr 1305. Näheres in den medizinhistor. Handbüchern.

[45]) C. BRUNNER, l. c., S. 66.

[46]) Stadtarchiv St. Gallen, Tr. Q. 7 d, anno 1551, Bedingnisse, unter welchen sich DR. PHILIPP HERTENSTEIN zum Stadtarzt anbietet, Manuskript.

[47]) B. MILT, Zur Geschichte des schweiz. Irrenwesens im 17. Jahrhdt., in schweiz. med. Wochenschrift, 1938, Nr. 37, S. 1061 f.

[48]) A. STEINBERG, Studien z. Gesch d. Juden i. d. Schweiz während d. Mittelalters, SCHULTHESS, Zürich, 1903, S. 88.

[49]) F. STÄHELIN, l. c., S. 456.

[50]) ULRICH, Sammlung jüdischer Geschichten in der Schweiz, 1768 u. 1770, S. 65.; Ueber die Verhältnisse in Zürich findet sich auch manches in LEO WEISZ, Verfassung und Stände des alten Zürich, Zürich, 1938. A. STEINBERG, l. c., LÖWENSTEIN, Gesch. d. Juden am Bodensee u. Umgeb., Selbstverlag, 1879.

[51]) Histoire générale de la médecine, herausg. von LAIGNEL-LAVASTINE, Paris, 1938, Bd. 2, S. 110—121; La médecine de langue hébraïque, v. ISIDORE SIMON; Vom selben Verfasser: ASAPH HA-IEHOUDI, médecin et astrologue du moyen âge, avec une étude sur la médecine dans la bible et le talmud, Librairie Lipschutz, Paris, 1933; K. BAAS, l. c., S. 52 ff.

[52]) C. BRUNNER, l. c., S. 156.

[53]) K. BAAS, l. c., S. 53. Jüdisches Lexikon, Bd. 3, Abschnitt Medizin, 1930.

[54]) C. BRUNNER, l. c., und MEYER-AHRENS, Die Aerzte und das Medizinalwesen der Schweiz im Mittelalter, Virchow's Archiv, Bd. 24.

[55]) C. BRUNNER, l. c., S. 65.

[56]) Ueber HEINRICH von LOUFFENBERG E. ERMATINGER, Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz, bei Beck, München, S. 58—61; K. BAAS, l. c., S. 18—21; K. BAAS, Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins Nr. XXXI, 3, S. 363—389; K. SUDHOFF, Deutsche medizinische Inkunabeln, S. 17—20, Leipzig, 1908. Der auch von ERMATINGER erwähnte Aufenthalt des Dichters in Gossau im Kt. Zürich im Jahr 1429 hat nicht stattgefunden. Es handelt sich um eine Verwechslung mit einem von Rapperswil stammenden HEINRICUS LOFFENBERG, 1417 in Heidelberg immatrikuliert, der 1467 als Pfarrer von Gossau und Dekan des Kapitels Wetzikon gestorben ist. P. STAERKLE, l. c., S. 174, Nr. 46.

[57]) Der Ring, von HEINRICH WITTENWILER, herausg. von E. WIESSNER, bei Ph. Reclam, Leipzig, 1931; Näheres über das Gesundheitsregiment bei Martha Keller, Beiträge zu WITTENWILER's Ring, Diss., Bd. 5 der „Sammlung Heitz", Strassburg, 1935, S. 86—95. Literarhistorisch ist der Ring auch in den Schweizer Literaturgeschichten von BAECHTOLD, ERMATINGER und NADLER gewürdigt. Eine neuere Arbeit stammt von EDELMANN, erschienen in den Mitt. z. vaterl. Gesch., St. Gallen, Bd. 39, S. 119 ff.

[58]) K. SUDHOFF, l. c., S. 8—17; abgedruckt ist es in ROHLF's deutschem Archiv f. Gesch. d. Medizin, 1881, durch KARL EHRLE. Die genealogischen Erörterungen SUDHOFF's stimmen nicht. Man vergl. über die Familie der Grafen von Hohenberg das Oberbadische Geschlechterbuch, bearbeitet v. J. KINDLER von KNOBLOCH, Heidelberg, 1905, Bd. 2, S. 78 ff., mit genealogischen Tabellen.

[59]) BAAS, Zur Gesch. d. mittelalterl. Heilkunst am Bodensee, S. 143.

[60]) C. BRUNNER, l. c., S. 80.

[61]) K. BAAS, Mittelalterliche Gesundheitspflege, S. 56 f.

[62]) K. BAAS, Zur Gesch. d. mittelalt. Heilk. am Bodensee, S. 144.

[63]) KLEMM publizierte die Ulmer Stadtarztverträge des 15. Jahrhdts. in den Mitt. d. Vereins f. Kunst und d. Altertums in Ulm u. Oberschwaben, Heft 26.

[64]) Acta Facultatis Medicae Universitatis Vindobonensis, Bd. 3, herausg. durch K. SCHRAUF, Wien, 1904.

[65]) C. BRUNNER, l. c., und in einem Manuskript von Stiftsarchivar WEGELIN in St. Gallen, aufbewahrt in der Stadtbibliothek St. Gallen.

[66]) VADIAN, Deutsche historische Schriften, Bd. 2, S. 393. Briefwechsel des KONRAD CELTIS, heg. von H. RUPPRICH, Beck'sche Verlagsbuchhdlg., München, 1934, S. 133. Schriftl. Mitteilung von Herrn Prof. G. BINZ von Basel vom 24. Dez. 1931.

[67]) Kopien des Klosters mit seinen Leibärzten finden sich in der Vadiana in St. Gallen, A. 92, Copia.

[68]) F. HEGI, Zürcher Astrologen des 15. Jahrhunderts, Neue Zürcher Zeitung, 1913, Nr. 360;

B. MILT, Zürcher Jatromathematiker aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, Verhandlungen d. Schweiz. Naturf. Gesellschaft, 1934, S. 435 f.

[69]) Ueber Collimitius findet sich manches in Aschbach's Geschichte der Wiener Universität und ihrer Humanisten, 1877.

[70]) SUDHOFF, Jatromathematiker, vornehml. i. 15. u. 16. Jhd., Breslau, 1902.

[71]) HEGI, l. c.; HEGI, Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz; E. WICKERSHEIMER, Les médecins de la nation anglaise et allemande de l'université de Paris aux XIV. et XV. siecles, Extrait du bulletin de la société française de

l'histoire de la médecine, Paris, 1913; H. SIGERIST, Compte rendu du 2e congrès d'histoire de la médecine, Paris, 1921, S. 323.

[72]) Mscr C 131, Zürcher Zentralbibliothek: CONRADI HEINGARTER liber Duci Joannae inscriptus de morborum causis tam caelestibus quam terrenis de sanitatis comparandae mediis. Codex pergamenteus, 8, picturis elegantioribus ornatus. Scriptus 1480.

[73]) Mscr. B 244, Kopienband: Astronomische und astrologische Abhandlungen, aus dem Jahr 1490. Bl. 1r, CONRAD HEINGARTER: Defensio astronomica. Voraus: Widmung an einen französischen Admiral vom 30. November 1488.

[74]) G. BAUCH, Die Anfänge des Humanismus in Ingolstadt, München, 1903, S. 14–24.

[75]) FR. HEGI, hist. biogr. Lexikon der Schweiz; R. WOLF, Biographien z. Kulturgeschichte der Schweiz, bei Orell Füssli, Zürich, 1860, Bd. 3, S. 105 f. Auch K. GESSNER erwähnt ihn in seiner Bibliotheca, 1545. RUPPRICH, l. c., S. 324. G. BAUCH, Reception des Humanismus in Wien, Dresden, 1903, S. 131. Briefl. Mitteilung der Direktion der Freiburger Universitätsbibliothek an die Zürcher Zentralbibliothek betr. Wiegendruck No. 7275, vom 20. Februar, 1940.

Hundert Kalender-Inkunabeln, b. Heitz und Mündel, Strassburg, 1905 hgg. von P. HEITZ, mit begleitendem Text von K. HAEBLER, Blatt 38: Geordnet durch EBERHARDUM SCHLEUSINGER, doctorem. Phisicum der loblich statt Zürich, 1482.

[76]) TH. v. LIEBENAU, Anzeiger f. schweiz. Geschichte, Bd. V, S. 243 f. Die hier publizierte Schrift SCHLEUSINGERS wurde von LIEBENAU — wie schon FR. HEGI nachgewiesen hat — fälschlich K. TÜRST zugeschrieben.

[77]) FR. HEGI, Anzeiger f. Schweiz. Geschichte, Nr. IX, pg. 283 f.; auch K. GESSNER erwähnt Türst in seiner Bibliotheca, 1545.

[78]) Mscr 295 der Universitätsbibliothek Bern, Nr. 14; f. 84a—88b.
CON. TURSTII prophetia de anno 1490. Ad reverendum patrem et dominum Jacobum de Cham sedis apostolice prothonotarium ac collegii Turregii praepositum ingenuos ac longe doctiores doctores singularum facultatum dominos et dominos canonicos eiusdem praepositure Con. turst. M. doctoris in iudicium anni nonagesimi prefacio.

[79]) Mscr. Z VII 287, Pergamenthandschrift von 1481, 57 Bl.: CONRAD TÜRST, Gesundheitslehren für Joh. Rudolf von Erlach, bestehend aus Gesundheitslehren und Kalender.

[80]) G. A. WEHRLI, DR. CHRISTOPH CLAUSER, b. Orell Füssli, Zürich, 1924, 2. Band der Veröffentlichungen der Schweiz. Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften.

[81]) Es sei vor allem verwiesen auf NÜBLING, die Reichsstadt Ulm 1378—1556, Bd. 2, Pg. 290 ff: Die Gesundheitspolizei; WEYERMANN'S Nachrichten von Gelehrten, Künstlern etc., Ulms, gedr. b. Wagner, Ulm, 1798; WEYERMANN, Neue, historisch, biographisch, artistische Nachrichten von Gelehrten und Künstlern, Stettinische Buchhandlung, Ulm, 1829; KLEMM über die Aerzte Ulms im Mittelalter in den Mitt. d. Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, Heft 26.

[82]) A. KLEBS & K. SUDHOFF: die ersten gedruckten Pestschriften, München, 1926. Der erste Teil von STEINHÖWELS Pestschrift wurde publiziert von EHRLE im Archiv f. Gesch. d. Medizin III 357 ff., 394 ff.; von STEINHÖWEL schreibt auch PHILIPP STRAUCH in der Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte, Bd. 6.; SUDHOFF in den deutschen medizinischen Inkunabeln S. 163—168, wo die Pestschrift eingehend geschildert und gewürdigt ist.

[83]) NÜBLING, l. c.

[84]) SUDHOFF, Aus der Frühgeschichte der Syphilis, hgg in den Studien z. Gesch. d. Medizin, S. 97.

[85]) B. MILT, CONRAD GESNER und PARAZELSUS, Schweiz. med. Wochenschrift, 1929, Nr. 18 und 19.

Orts-, Personen- und Sachverzeichnis.

Abraham, Erzvater, S. 299
Adelphi, J., Dr. med., Schaffhauser Stadtarzt, S. 264, 307
Aegidius, mag. und physicus, in Bern, S. 279
Aerzte, humanistische, S. 264 f.
Mönchs, S. 265 f. 278
Kleriker, S. 278 ff., 288 f.
Laien, S. 288, 294 ff.
Stadt, S. 295 f.
Stifts, S. 296 f.
Juden, S. 285 ff.
Albertus Magnus, S. 269, 281
Alchemistische Aerzte, S. 307 ff.
Alphons v. Castilien, S. 306
Alphonsinische Tafeln, S. 306
Antoniter, S. 276 f.
Appenzell, S. 272, 298
Aristoteles, S. 277, 281, 299
Arnold v. Villanova, S. 299
Arnold v. Brescia, S. 266
Astrologie, S. 297
Astrologische Aerzte, S. 298 ff.
Astrologische Schriften von
Heingarter, S. 298 ff.
Schleusinger, S. 305
Türst, S. 305, 306
Astronomische Schriften von
Heingarter, S. 298
Schleusinger, S. 304
Arzneibücher d. 15. Jahrh., S. 311 f.
Arzthonorare d. Kleriker, S. 284 f.
Aussatz, S. 271 ff.
Aussatzschau, S. 272 ff.
Aussatzspitäler siehe Siechenhäuser
Avicenna, S. 289, 302

Baas, K., Prof., S. 266
Baden, S. 265
Balavignus, jüd. Arzt, S. 287
Bartholomaeus Anglicus, S. 281 f.
Basel, S. 264, 267, 272, 276, 277, 279, 295, 296, 303
Beda venerabilis, S. 281
Benediktinerregel, S. 265
Berchtold, Abt v. St. Gallen, S. 296
Bern, S. 269, 270, 275, 279, 281, 288, 305
Bernhard v. Gordon, S. 279, 282, 299
Bernhard v. Clairveaux, S. 264, 267
Beromünster, S. 268, 282
Beromünsterdrucke, S. 304
Bettelorden, S. 269
Berufsethos der Klerikerärzte, S. 283
Beyerle, Fr., S. 266
Biberach, S. 264
Bildung, spätmittelalterliche, S. 268 ff.
Bischofszell, S. 268, 276
Bodenseegebiet i. Mittelalter, S. 263 f.
Boethius, S. 281, 283
Botzheim, J. v., Domherr in Konstanz, S. 264
Bregenz, S. 265
Brunner, Konrad, S. 265
Buchsee, S. 276
Buchsee, Ritter Cuno v., S. 276
Burchardus medicus, Domherr v. Basel, S 279
Burchardus, mag. und medicus, Stiftsarzt in Zürich, S. 279
Burchard, Arzt und Domherr i. Schönenwerd, S. 288
Burgauer, Pfarrer in St. Gallen, S. 284
Burgdorf, S. 269

Cassiodor, S. 281
Cathérine d'Armagnac, Herzogin, S. 298
Clauser Chr., Zürcher Stadtarzt, S. 307
Colmar, S. 264, 277
Conrad v. St Gallen, S. 277
Copus, Wilh. v., human. Arzt, S. 307

Deutschritter, S. 277
Diesbach-Watt-Gesellschaft, S. 264
Diessenhofen, S. 276, 281
Dominikaner, S. 269
Domschule, S. 268
Domspital, S. 276

Eberhard, Graf v. Württemberg, S. 309 f.
Egellius, Stadtarzt in Ravensburg, S. 264, 265
Entzianer, Med. Prof. in Wien, S. 296
Enzyklopädien, mittelalt., S. 281
Enzyklopädisten, mittelalt., S. 281
Erasmus, S. 264
Erlach, Rudolf v., S. 305 f.

Faber J., Generalvikar v. Konstanz und Bischof v. Wien, S. 264
Feldkirch, S. 264
Flüchtenstein, Peter, Stadtarzt v. Konstanz, S. 295
Frankfurt a. M., S. 310
Franziskaner, S. 269
Freiburg i. B., S. 269, 277, 289, 314
Fremdenspitäler s. Seelhäuser, Hospiz
Friedrich III., deutscher Kaiser, S. 295, 305

Galenus, S. 282, 299, 305
Gaisberg, Franz, Abt v. St. Gallen, S. 296
Gallen, St., S. 263 f., 268 f., 272, 274, 275, 294, 295, 296
Galler St. Klosterärzte:
Iso, S. 265
Notker, S. 265
Michel, Meister und Arzt aus Schwaben, S. 296
Richli Andreas v. Konstanz, S. 296
Russ Dr., Stadtarzt v. Konstanz, S. 296
Mürgel J., Dr., Stadtarzt v. Lindau, S. 297

Mürgel A., Dr., Stadtarzt v. L., S. 297
Gallus, S. 265, 268
Gessner, Konrad, Zürcher Stadtarzt und Polyhistor, S. 272, 281, 304, 307, 312
Gesundheitsregimente von
Mainauer Naturlehre, S. 277
Heinrich v. Louffenberg, S. 289
H. Wittenwilers Ring, S. 290 ff.
Unbekanntem für Graf Rudolf von Hohenberg und seine Gemahlin Margarethe v. Tierstein, S. 293
Heingarter, K., für Herzogin Jeanne de Bourbon, S. 298 ff.
Türst, K., für R. v. Erlach, S. 305 f.
Gfenn b. Dübendorf, S. 276
Glarus, S. 272
Gossau (Zch.), S. 315
Gurras, Burkhard, Dr. med., i. Zürich, S. 294
Güttingen, S. 284
Gwide, Stadtarzt i. Konstanz, S. 295
Hali, S. 282, 289
Hammerstätter, Kanzler, S. 305
Hartmann v. d. Aue, S. 267, 282
Häser, S. 278
Hausach, S. 269
Hegi, Fr., Prof., Zürich, S. 315, 316
Heidelberg, S. 264, 271, 294
Heiliggeistspitäler, S. 274 f.
Heingarter, K., Med. Prof., in Paris u. königl. Leibarzt, S. 298 ff.
Heinrich v. Louffenberg, S. 289, f.
Heinrich III., Bischof von Konstanz, S. 287, 294
Hertenstein, Philipp, Dr., St. Galler Stadtarzt, S. 284
Hiob, S. 299
Hewen v., S. 277
Hippokrates, S. 282, 284, 299, 305
Hirsau, Kloster, S. 267
Hitzkirch, S. 277
Hohenberg, Graf Rudolf v., S. 293
Hohenberg, Albert v., Bischof in Konstanz, S. 293
Hohenfels v., S. 277
Hortulus v. Walafrid Strabo, S. 265, 297
Hospitalbrüder d. hl. Geistes, S. 275
Hospize, S. 275 f.
Humanismus, S. 264 f.
Hummelberger, Gabriel, Arzt in Feldkirch, S. 264
Hummelberger, Michael, Philologe und Priester in Ravensburg, S. 264
Ingolstadt, S. 264, 303, 310
Innozenz III., Papst, S. 275
Insbruck, S. 307
Investiturstreit, S. 266
Isidor v. Sevilla, S. 268, 281
Iso, St. Galler Klosterarzt, S. 265
Isny, S. 264, 296
Jacobus de Cessolis oder Thessolis, S. 279
Janus Damascenus, S. 282
Jatromathematiker, S. 297 ff.
Jeanne de France, S. 298
Jeanne de Bourbon, S. 298 ff.
Johann, Herzog von Bourbon, S. 298 f.
Johanniter, S. 276 f.
Johannitius, S. 282
Judenärzte, S. 285 ff.
Judenta v. Hagenbuch, Aebtissin von Zürich, S. 279
Kalender, astrologische, von
Schleusinger Dr., S. 305
Türst, S. 306
Clauser, S. 307
Karl VIII., König v. Frankreich, S. 298, 303
Kempten, S. 264
Kettner, Dr., Stadtarzt von Ulm, S. 309
Klerikerärzte, S. 271, 278 f.
Klingenberg, S. 277
Klosterspitäler, S. 265, 278
Köniz, S. 277
Konrad v. Ammenhausen, Leutpriester und Klerikerarzt, in Stein a. Rh., S. 279 ff.
Konstanz, S. 263, 267, 268, 269, 270, 272, 275, 276, 279, 284, 289, 293, 294 f.
Kreuzlingen, S. 272, 276
Kurpfuscher, S. 285
Laienärzte, S. 285, 294 ff.
Langenargen, S. 264
Laufenburg, S. 275, 289
Lazariter, S. 276
Lehrbücher, naturwissenschaftl., S. 281
Lepra, S. 271 ff.
Leyden, S. 310
Lindau, S. 269, 270, 275, 294, 297
Ludwig XI., König von Frankreich, S. 298
Luther, S. 264
Luzern, S. 269, 272, 275
Mainauer Naturlehre, S. 277 f.
Marcianus Capella, S. 281
Maximilian, Kaiser, S. 303, 307
Medizin, römische, S. 265
Mönchs, S. 265
Kleriker, S. 278 ff.
jüdische, S. 286 ff.
astrologische, S. 297 ff.
alchemistische S. 307 ff.
Medizinstudium der Kleriker, S. 280 f.
Meersburg, S. 272
Memmingen, S. 264
Menlishofer J., Dr., Stadtarzt von Konstanz, S. 264, 265
Mesue Joh., S. 305
Meyer-Ahrens K., Medizinhistoriker, v. Zürich, S. 266

Michel, Meister u. Arzt, aus Schwaben, S. 296
Mönchsärzte, S. 265
Mötteli, S. 264
Montpellier, S. 264, 267, 278, 279, 282, 286
Moses, S. 299
Mürgel J., Dr., Stadtarzt von Lindau u. Klosterarzt von St. Gallen, S. 297
Mürgel A., Dr., Stadtarzt von Lindau und Klosterarzt v. St. Gallen, S. 297
Münsterlingen, S. 276
Narbonne, S. 286
Notker, Klosterarzt von St. Gallen, S. 265

Orden für Krankenpflege
Hospitalbrüder, S. 275
Lazariter, S. 276
Antoniter, S. 276
Johanniter, S. 276
Templer, 276
Deutschritter, S. 277
Ortloff von Bayernland, S. 293
Otmar, Abt v. St. Gallen, S. 265, 272, 295

Pannonien, S. 304, 310
Parazelsus, S. 308, 310, 312
Paris, S. 264, 298, 303, 305
Paul II., Papst, S. 295
Pestschriften, S. 307 f.
Peter v. Thun, Arzt in Zürich, S. 279
Pfäfers, S. 275
Pfolspeundt, Heinrich v., S. 277
Pfullendorf, S. 275
Phares, Simon de, S. 298
Pius II., Papst, S. 295
Ptolemaeus, S. 298, 299
Puff v. Schrick, Michael, Med. Prof. in Wien, S. 296, 309

Ragaz, S. 272
Rapperswil, S. 269, 275
Ravensburg, S. 264, 275, 296
Ravensburger- od. Humpissgesellschaft, S. 264
Reformation, S. 265
Reichenau, S. 263, 265, 268, 299
Renaissance karolingische, S. 265, 268
Resch v. Wil, Joh., Stadtarzt von Ulm, S. 296
Rhazes, S. 282, 289
Rhegius, Urban, S. 264
Rheinfelden, S. 267
Richli Joss, Dr., Stadtarzt v. Konstanz, S. 294
Richli Andreas, Concilarzt in Basel, S. 295
Richli Andreas, Stadtarzt von Ueberlingen und Klosterarzt von St. Gallen, S. 295, 296
Richli Dionysius, Arzt i. Konstanz, S. 295
Rudolf, Arzt u. Chorherr in Zürich, S. 288
Russ J., Dr., Stadtarzt in Konstanz; Stiftsarzt in St. Gallen, S. 296

Saeckingen, S. 268
Salem, Kloster, S. 296
Salerno, S. 267, 278, 282, 286
Sandegg, Burg, S. 277
Schachzabelbuch, S. 279 ff.
Schaffhausen, S. 263, 264, 267, 269, 275, 276, 309, 310
Schlatt i. Breisgau, S. 276
Schlettstadt, S. 264
Schleusinger E., Dr., Stadtarzt von Zürich, S. 304 f.,
Schönenwerd, S. 268, 288
Schulen, Kloster, S. 268
Dom, S. 268
Stifts, S. 268
Stadt, S. 269
Universität, S. 270
Sebaldus v. Ravensburg, Med. Prof. in Wien, S. 296
Secreta secretorum, S. 277, 290, 293
Seedorf, S. 276
Seelhäuser, S. 275
Seuse, S. 264
Siechenhäuser, S. 272, 274
Sierp H., S. 266
Sigerist H., Prof., S. 265
Silberberg, Dr., Arzt in Basel, S. 296
Sindelfingen, S. 268
Sittnow, K. v., württemb. Leibarzt, S. 309
Solothurn, S. 269, 288
Stadtärzte, S. 295 f.
Stadtarztverträge, S. 295
Stainhöwel H., Ulmer Stadtarzt, S. 309
Steckborn, S. 279
Stein a. Rhein, S. 279 f., 293
Stocker Jörg, Ulmer Arzt, S. 309
Stocker Niklaus, Ulmer Arzt, S. 309
Stocker Johann, Dr., Ulmer Stadtarzt u. Leibarzt d. Bayernherzogs, S. 310
Stocker Niklaus, Dr., Ulmer Stadtarzt, S. 311
Strassburg, S. 264, 269, 289, 294
Stuttgart, S. 309
Sudhoff, K., Prof., S. 266, 293, 298, 310
Sumiswald, S. 277
Swederus, Freiburger Stadtarzt, S. 294
Syphilis, S. 311 f.

Tänikon, S. 267
Tannstätter, G., g. Collimitius, Med. Prof., in Wien, S. 297, 305
Tauler, S. 364
Templer, S. 276
Thomas von Cantimpré, S. 281
Tierstein, Margarethe, Gräfin v., S. 293
Trudbert, St., S. 294
Tschudi, Aegidius, Chronist, S. 287
Tübingen, S. 310
Türst K., Zürcher Stadtarzt u. kaiserl. Leibarzt, S. 305 f.
Ueberlingen, S. 269, 272, 275, 277, 279, 294 f., 296

Uelin, M., Dr., Stadtarzt v. Ravensburg, S. 264, 265
Ulm, S. 264, 276, 295, 307 ff.
Ulmer alchemistische Aerzte, S. 307 ff.
Ulricus de Ueberlingen, mag. u. med., in Konstanz, S. 279
Ulricus de Denkingen, Mag. und Stadtarzt von Konstanz, S. 279, 295
Universitäten, S. 270
Salerno, S. 267, 278, 282, 286
Montpellier, S. 264, 267, 278, 279, 282, 286
Paris, S. 264, 298, 303, 305
Basel, S. 296, 303
Freiburg, S. 269
Heidelberg, S. 264, 271
Ingolstadt, S. 264, 303, 310
Wien, S. 264, 296, 297, 310
Uznach, S. 276
Vadian, J. v. Watt, Prof. in Wien und St Galler Stadtarzt, S. 264 f., 295, 296, 297
Villingen, S. 264, 269
Vincentius de Beauvais, S. 281
Visli, jüd. Arzt, in Zürich, S. 288
Wackernagel, Prof., S. 277, 278
Wagner J., Dr., Arzt in Zürich, S. 304
Walafrid Strabo, S. 265, 268, 297
Walko, Arzt und Domherr i. Konstanz, S. 279
Waltalingen, S. 275
Watt, Martha v., S. 265
Wehrli, G. A., S. 307
Widenbosch Niklaus, Klerikerarzt in Bern, S. 288
Wien, S. 264, 296, 310
Windsberger, Erh, Med. Prof. S. 303
Winterthur, S. 264, 267, 275
Wittenwil, H., S. 290
Wolf, Rudolf, Prof., S. 304
Wunderheilungen, S. 265, 267
Würker, Dr., Ulmer Stadtarzt, S. 295, 308
Württemberg, Graf Eberhard v., S. 309 f.
Zagelsalben, S. 311 f.
Zofingen, S. 268, 276, 287
Zollikofer, Otmar, S. 265
Zürcher Astrologen und Jatromathematiker, S. 298 ff.
Zürich, S. 263, 266, 267, 269, 272, 275, 276, 279, 282, 286, 288, 294, 297 ff. 312
Zurzach, S. 264, 268

Inhaltsverzeichnis.

I. Einleitung: Altertum und Frühmittelalter, S. 263—266.

Kulturelle Einheit des Bodenseegebietes im Mittelalter. Humanistischer Freundeskreis am See. Römische Medizin; Gallus, Klostergründungen, Benediktinerregel, Abt Otmar v. St. Gallen, erstes Siechenhaus und Hospiz nördlich der Alpen; karolingische Renaissance; klassisch-antike Medizin und Wunderheilungen; Walafrid Strabo und sein Hortulus; Klosterspitäler und Mönchsärzte.

II. Zwölftes Jahrhundert, S. 266—267.

Bernhard von Clairveaux und seine Wunderheilungen; erste Studenten an medizinischen Hochschulen.

III. Dreizehntes und vierzehntes Jahrhundert, S. 267—297.

Neue Zeit, Emporkommen der Städte, Bettelorden, Bildungsstätten, S. 267; Lepra und Siechenhäuser, Aussatzschau, S. 271; Heiliggeistspitäler, S. 274; Orden für Krankenpflege, S. 276; Mainauer Naturlehre und Gesundheitsregiment, S. 277; Klerikerärzte, S. 278; Konrad von Ammenhausen, S. 279; Medizinstudium der Klerikerärzte, S. 280; Bartholomaeus Anglicus de proprietatibus rerum libri XIX und mittelalterliche Enzyklopädien, S. 281; Berufsethos der Klerikerärzte, S. 283; Arzthonorare, S. 284; Konkurrenten, S. 285; Judenärzte und jüdische Medizin, S. 285; Heinrich von Louffenberg und sein Gesundheitsregiment, S. 288; Heinrich von Wittenwilers Ring und sein Gesundheitsregiment, S. 290; Gesundheitsordnung für Graf Rudolf von Hohenberg und Margarethe, Gräfin von Tierstein, S. 293; Laienärzte, S. 294; Stadtärzte, S. 295; Stadtarztverträge, S. 295.

IV. **Fünfzehntes Jahrhundert**, S. 297—312.

Zürcher Jatromathematiker und astrologische Medizin, S. 297; K. Heingarter, Medizinprofessor in Paris und königlicher Leibarzt, S. 298; astronomische Schrift an König Ludwig XI.; Gesundheitsregiment an Herzogin Jeanne de Bourbon; astrologische Verteidigungsschrift; Dr. E. Schleusinger, Zürcher Stadtarzt, S. 304; Kometenschrift; astrologischer Kalender; astrologische Schrift für Kaiser Friedrich, Dr. K. Türst, Zürcher Stadtarzt, S. 305; astrologische Prognostik für Zürich fürs Jahr 1490, Gesundheitsregiment und astrologischer Kalender für Rudolf v. Erlach; astrologische Prophezeiung für Kaiser Maximilian; Dr. Ch. Clauser, Zürcher Stadtarzt und Kalendermacher, S. 309; Ulmer alchemistische Aerzteschule, S. 307; Dr. Stainhöwel, Ulmer Stadtarzt und württembergischer Leibarzt, S. 309, Pestschrift; Dr. J. Stocker, Ulmer Stadtarzt und Leibarzt des Bayernherzogs, S. 310; Rezeptsammlungen; Dr. N. Stocker, Ulmer Stadtarzt, S. 311; Syphilis und Quecksilber als Heilmittel, Arzneibücher, S. 311; K. Gessner's köstlicher Arzneischatz des Euonymus Philiater, S. 312.